

Geheimsprache der deutschen Märchen



Werner von Bülow

Mit Holzschnitten von Marianne Finckh-München

VISIT...

LANZAROTE
Caliente.COM

Märchendeutungen durch Runen

Die Geheimsprache
der deutschen Märchen

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte
der deutschen Religion

Werner von Bülow

Titelzeichnung von Paul Sinkwitz-Ebersbach



Hakenkreuz-Verlag Hellerau bei Dresden
1925

Copyright 1924 by Hafenkreuz-Verlag Hellerau bei Dresden

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	I
1. Das Märchen vom Froschkönig oder der eiserne Heinrich	5
2. Frau Holle	9
3. Das Märchen von der alten Kittel-Kittelkarre	13
4. Das Märchen vom Gänsemädchen	22
5. Das Rotkäppchen-Märchen	28
6. Der Jude im Dornbusch	33
7. Die sieben Raben	39
8. Das Märchen vom Machandelbaum	43
9. Fitchers Vogel	53
10. Das Märchen vom Aschenputtel	58
11. Hänsel und Gretel	63
12. Sneewittchen	71
13. Die Gänsehirtin am Brunnen	76
14. Das Märchen vom singenden und springenden Löwen- eckerchen	82
15. Fundevogel	87
16. Lumpengesindel	92
Schlußwort	96
Runen-Psalm	102



Vormort

Wer es selbst an seinen Kindern erlebt hat, wie dankbar sie Vater oder Mutter sind, wenn diese ihnen Märchen erzählen, wie da die Augen leuchten, die Wangen glühen und wie kein Wort verlorengeht, aber bei Wiederholungen auch keine Abweichung geduldet wird, der weiß, welche Schätze in unseren deutschen Märchen verborgen liegen. Durch die Jahrhunderte hindurch hat in rührender Treue das Volksgedächtnis die köstlichen quellfrischen Erzählungen in den wesentlichen Zügen unverändert bewahrt. In der Dämmerstunde versammelte sich auf deutschen Bauernhöfen die Schar der Enkelkinder um die Großmutter, das Jüngste sich wohl eng an ihre Knie ansmiegender, wenn das Zwielficht dem Fleiß der Hände am Spinnrocken Stillstand gebot, mit der Bitte: „Erzähl uns ein Märchen“.

Durch den Sammeleifer der Gebrüder Grimm sind die deutschen Märchen zur rechten Stunde, ehe der Faden der mündlichen Überlieferung abriß, vor dem Vergessenwerden bewahrt worden. Auch andere Völker in Nord und Süd, in Ost und West haben ihre Märchen, bald phantastisch, bald lehrhaft, viele mit starken Anklängen an die deutschen Märchen. Aber in solcher Fülle und in so gesunder Mischung von Ernst und Frohsinn, Tief-sinn und Schalkheit sprudelt nirgendwo anders der Märchenquell. Der Grund ist leicht zu finden. Die deutsche Naturverwobenheit und Gemüts-wärme war ein besonders günstiger Nährboden für die gestaltenden Kräfte der Volksphtasie. Mancher Märchenerzähler hat auch in neuerer Zeit, den volkstümlichen Märchenton geschickt nachahmend, seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und manches anmutige und anheimelnde Kunstmärchen ist so entstanden und entsteht wohl noch weiter. Aber sie alle können den echten deutschen Volksmärchen nicht das Wasser reichen, verwachsen nicht mit der Volksseele. Woher dieser Unterschied? Die echten Volksmärchen sind unendlich viel mehr, als nur Ausgeburten einer Künstlerphantasie. Sie bergen, von Ausnahmen abgesehen, einen tieferen Sinn und nicht etwa nur einen moralischen im Sinne der Fierfabel. Dies hat man wohl von

1

je geahnt, aber ohne die verborgenen Zusammenhänge klar zu erkennen. Philipp Stauff mit seinen trefflichen Märchendeutungen hat schon die Verbindungen zwischen Märchen und Mythos aufgedeckt, aber den Schlüssel hat auch er noch nicht besessen.

Wenn ich mich nun anschicke, mit der Runen-Wünschelrute an harte Felsen zu schlagen, auf daß aus verborgenen Tiefen lebendiges Wasser hervorsprudele, so verhehle ich mir nicht, daß ein solch erster Versuch viele Zweifel auslösen muß. Vieles will erraten und gefühlt sein. Mit der scharfen Brille der Gelehrsamkeit werden sich gewiß manche Widersprüche entdecken lassen. Ein exakter Beweis läßt sich nirgends geben. Die innere Folgerichtigkeit muß für sich selber sprechen. Alle möglichen Einwände wiegen federleicht gegenüber dem einen: „Die Märchen sind ja so schön, auch ohne den tieferen Sinn, den du hinein geheimnissen willst. Sieh zu, daß nicht ihr Schmelz dabei verloren geht.“ Das wäre nun freilich eine Todsünde an dem Geiste des Märchens und lieber ließe ich alles fürwitzige Forschen und Fragen, als daß ich eines solchen Verbrechens mich zeihen ließe. Da faßte ich mir denn ein Herz und fragte das Märchen selber um seine Meinung. Wißt Ihr, was es mir geantwortet hat?

„Lirum, larum, Löffelstiel,

Alte Weiber fragen viel.

Willst du wissen, komm und schau.

Blinde kriegen schwer 'ne Frau.“

Dann hat es sich umgedreht und ist weggelaufen. Da habe ich gelacht über das Rackerchen, das mich so zum Narren hat haben wollen. Wie ich dann ein wenig nachgedacht habe, da habe ich gefunden, daß die Antwort eigentlich sehr klug zu meiner dummen Frage gepaßt hat. Denn wer das, was andere dunkel fühlen, mit klaren Worten auszulegen vermag, so daß alle Seelenkräfte Anteil haben an dieser Erkenntnis, der vertieft Fühlen und Wollen, anstatt sie abzustumpfen. So ist es mir klar geworden: ich kann den Versuch ruhig wagen, aus einer Reihe deutscher Märchen mit besagtem Löffelstiel den tieferen Sinn hervorzuholen.

Was sagt dieser Sinn? Ebendasselbe was jeder Mythos sagt, was jeder Religion und Philosophie zugrunde liegt. Der Sinn des Menschen-

2 lebens geht nur dem auf, der weiß, daß hinter der Welt des Sinnen-Scheins,

eine solche des geistigen Seins sich verbirgt.* Das Märchen weiß mit kindlich-frohem Lachen die tiefsten Fragen der Menschenbrust zu lösen und uns ein Himmelreich zu erschließen, von dem es heißt: „So Ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet Ihr nicht hineinkommen.“ Woher aber kamen dem Märchen solche Weisheitskräfte? Die, welche das von den Vorfahren ererbte Gut unverkürzt den Enkeln weitergaben, waren sicher nicht im Besitz solcher Weisheit, kaum daß sie den tieferen Sinn auch nur geahnt hätten. Der tiefere Sinn liegt in den Kennworten verborgen und die sind so gewählt, daß sie sich dem Gedächtnis gut einprägen. So ist das entstanden, was man später „Verkalung“ genannt hat. Die Kennworte lassen sich nun durchweg auf das Runen-Futhark zurückführen. Wer also den Runen-schlüssel hat, vermag auch den tieferen Sinn des Märchens zu deuten.* Denn die Runen selber stammen aus jenen Urzeiten, in denen die Menschen noch hineinschauen konnten in die geistige Welt, wie das Goethe so schön im west-östlichen Divan ausgedrückt hat:

„Da sie noch von Gott empfangen
Himmelslehr in Erdensprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.“

Wann die Märchen die uns heute geläufige Gestalt gewonnen haben, wird sich schwer feststellen lassen. Ich vermute, daß es zwischen dem zwölften und sechzehnten Jahrhundert geschehen ist. Denn vorher fehlte es der Sprache an Beweglichkeit, nachher schwand die geheime Überlieferung. Also in der Zeit zwischen Minnesängern und Meistersängern dürfen wir die Märchen-entstehung verlegen. Aber die Kräfte zieht das Märchen aus einer viel älteren Kulturschicht, die Jahrtausende zurückliegt. Um dies recht deutlich werden zu lassen, werde ich die Märchen, die ich deute, in der Reihenfolge der Runen bringen, die ihrem Grundgedanken am besten entspricht.

Der Verfasser

✠ 1. Das Märchen vom Froschkönig oder der eiserne Heinrich

Wer ist der verzauberte Froschkönig denn anders, als Freyr, das göttliche Kind, dem die Götter Alfheim, das Land der ungeborenen Seelen, das Kinder-Unschuldslund der goldenen Reinheit zum Paten-geschenk gaben? Die Menschen sind Frohs Geschlecht (Fro-sk-Frosch). Daher fischt Freund Ade-bar (runisch Od-bar, Geburt des Geistigen) sich nach dem so beliebten Volksglauben die kleinen Kinder aus dem Froschteich. Einst gab es ein goldenes Zeitalter, ihm folgte das silberne, das kupferne, das eiserne, und jedesmal legte sich dem treuen Heinrich, dem Diener des Froschkönigs, ein eiserner Ring um die Brust aus Schmerz um diese Verzauberung. Ihn werden wir hernach kennen lernen. Erst lassen wir das Märchen selbst reden.

„In den alten Zeiten,“ so fängt das Märchen an, „lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, so oft sie ihr ins Gesicht sah, sich verwunderte. Nahe dem Schlosse lag ein großer dunkler Wald und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen. War es heiß, so setzte sich die Königstochter an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder.

Als bei solchem Spiel einmal die Kugel in den tiefen Brunnen gerollt war und die Königstochter immer lauter zum Steinerbarmen weinte und klagte, tauchte mit seinem dicken häßlichen Kopf ein Frosch aus dem Wasser und erbet sich, den Ball wieder zu schaffen, wenn die Königstochter ihn lieb haben wolle. Ich soll, forderte er, dein Gefelle und Spielfkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen.

Alles dies versprach die Königstochter, weil sie dem einfältigen Frosch derartiges gar nicht zutraute und lief ihm davon. Am nächsten Tage aber, als der Hof tafelte und sie von ihrem goldenen Tellerlein aß, kam plitsch-platsch, plitsch-platsch etwas die Marmortreppe heraufgekrochen und, als es oben angelangt war, klopfte es an die Tür und rief: „Königstochter jüngste mach mir auf,“ da mußte sie, wie sehr sie sich sträubte, auf des Waters

Geheiß ihr Versprechen einlösen. Als der Frosch aber, nachdem er sich satt gegessen, verlangte, in ihrem seidenen Bettlein mit ihr zu schlafen, trug sie ihn zwar mit zwei Fingern hinauf, setzte ihn aber in die Ecke. Da kam er gekrochen und verlangte, daß sie ihn in ihr schönes reines Bettlein höbe. Sie ward bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand. Als er aber herabfiel, da war er kein Frosch mehr, sondern ein Königssohn, der von einer bösen Hexe verwünscht worden war. Und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können, als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen.

Am anderen Morgen kam ein Wagen herangefahren, mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußenfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, der war der treue Heinrich. Der hatte drei eiserne Bände um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Unterwegs frachte es, als wäre etwas zerbrechen. Da drehte sich der junge König um und rief: „Heinrich, der Wagen bricht.“

Nein, Herr, der Wagen nicht,
Es ist ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in großen Schmerzen,
Als ihr in dem Brunnen saßt,
Als ihr ein Fretsche (Frosch) waßt.

So frachte es dreimal hintereinander, bis alle drei Reifen gesprungen waren.“ Dies ist das Märchen. Nun zur Deutung!

Jede Geburt einer Seele aus geistigen Höhen in die irdische Leiblichkeit ist wie eine Verzauberung durch eine böse Hexe. Hier aber haben wir es nicht mit einer einzelnen Geburt, sondern mit dem Herabsinken der ganzen Menschheit aus dem goldenen Zeitalter, dem Reich der goldenen Freiheit, in dem die Asen auf dem Idafelde mit goldenen Tafeln spielten, bis in unser Eisenalter zu tun, deren Reifen sich dem Menschen, wie dem eisernen Heinrich die drei eisernen Bände (das silberne, kupferne, eiserne Alter), um das Herz legen. Die Linde im dunklen Wald ist kein anderer Baum, als die Welteneiche und der Brunnen daneben der Urdabrunnen. Beide

6 Sinnbilder bezeugen es, daß hier kosmisches Geschehen gemeint ist.

Die jüngste Königstochter, sonniger und schöner noch als ihre älteren Schwestern — gleich den neun Heimdalmüttern ein Bild der älteren Hierarchien — spielt am Brunnen mit dem goldenen Ball, dem goldenen Zeitalter. Sie selber stellt die Menschheit dar in ihrer ursprünglichen gottgedachten Reinheit. Die Menschheit hat den Goldball dieser göttlichen Abstammung im Laufe des Weltenwerdens durch den Abstieg in die Materie verloren. Dadurch hat auch der einzelne Mensch seine königliche Gestalt verloren und ist Frosch geworden. Wie er in seiner embryonalen Entwicklung die tierischen Vorstufen wiederholen muß, so haftet ihm bis zu seiner Erlösung immer noch etwas Tierisches, die Froschnatur an. Erlösen kann ihn nur die Liebe der Königstochter, der ganzen Menschheit.

Versuchen wir, die Bilder der vier Gegenstände auf die einfachsten Linienformen zurückzuführen, so erhalten wir das 3. Kreuz (Tisch), den 4 Kreis (Zeller von oben gesehen), die 2. Urne (Becher), den 1. Pfahl (Bett liegend). Dies sind aber genau die vier Zeichen auf dem Tische des göttlichen Magiers auf der ersten Tarockkarte*) mit der Bedeutung: 3. Zeugung, 4. Kind, 2. Mutter, 1. Vater. Aus dem menschlichen Gebiet in höhere geistige Bereiche erhoben, decken sich diese Sinnbilder mit dem 1. Geistmenschen atma, 2. Lebensgeist buddi, 3. Geist selbst manas, 4. Selbst. Das Märchen bringt mithin zum Ausdruck, daß der Königssohn nur entzaubert werden kann, wenn er durch die Liebe der Menschheit, der jüngsten Königstochter, diese oberen Formen seiner geistigen göttlichen Wesenheit in sich entwickelt.

Nun zur anziehendsten Gestalt des Märchens, dem eisernen Heinrich, dem treuen Ekkehard der Menschheit, dem Freund Hain, dem Rik oder Airikr der Edda, Heimdall, dem Achter, dem kosmischen Menschen. Daß niemand anders, als dieser sich hinter dem treuen Heinrich verbirgt, beweisen ganz untrüglich die acht weißen Rosse vor seinem Wagen. Wie jeder im Grimnismal in der Edda nachlesen kann, wohnt er im achten Götterhause der Himinbjörg, der Himmelsburg. Ihm ist das Gjallarhorn, das gellende Horn zu eigen, die Stimme des Gewissens. Er hütet

*) Anmerkung: Woldemar v. Uexküll, München, Roland-Verlag: „Eine Einweihung im alten Ägypten nach dem Buche Thot“.

die Regenbogenbrücke, die das geistige Reich mit Mitgart, der Menschenerde, verbindet. Daß er über die Verzauberung des Menschen, seinen Abstieg in die Materie, das Reich der Mineralien, Pflanzen und Tiere traurig ist, ist nach dem Gesagten wohl erklärlich. Erst, wenn der Mensch seine wahre königliche Gestalt wiedergewinnt, wenn die drei Reifen der drei Weltalter, die dem goldenen folgen, springen, wird er wieder vom Herzen froh.

So sehen wir in diesem köstlichen Märchen, daß jedes Bild, jedes Wort beziehungsreich ist und uns einen tiefen Zusammenhang enthüllt, uns tief hineinführt in die Wunderwelt des altarischen Glaubens.



N 2. Frau Holle

Aus Feuer und Eis, aus der Polarität von Wärme und Kälte, ist nach eddischem Glauben die sichtbare Welt entstanden. Zwischen ihnen klappte der gährende Abgrund (Ginungagab). Wie nun die Eisströme dem Feuermeer (Muspilheim) sich näherten, da ließte die Kuh Audhumbla, die Gaftrreiche, aus dem Eise den Riesen Ymir hervor, dem unter den Händen Maid und Mann zumal herauswuchsen, und dessen einer Fuß mit dem anderen den Ser-häuptigen Sohn zeugte. Ymir ward von den drei Asen, Burs Söhnen, die aus solchem Geschlecht entsprossen waren, erschlagen. Aus seinem Fleisch formten sie die Erde, aus seinem Schweiß die See, aus den Gebeinen die Berge, aus den Haaren die Bäume, aus dem Hirnschädel den Himmel (Grimnis-mal). Sinnbildlich will diese ganze Sage verstanden werden, die in sich die Geheimnisse der Urzeit birgt, deren Zeichen die Ur-Kune ist, das Bild des Ur-Stiers.

In der zweiten Wohnung der göttlichen Asen haust Uller, der Eis- und Brunnengott und Ydallir oder Bogental heißt seine Wohnung. In der christlichen Legende ward er zum heiligen Ullrich, dessen Ohm Adalar genannt wird. Man beachte den Namengleichklang! Auch ihm sind die Brunnen geweiht. So gehören Uller und die Ur-Kune zusammen. Denn auch die Ur-Kune bildet einen Bogen, die Einlaßtür zur Welt, wie sie geradezu genannt wird. Sie ist die URne oder das Schöpfungsbecken der Welt, das mütterliche Prinzip des Weltalls. So ward sie zum URda-Brunnen, aus dem alles Leben hervorquillt und zu dem es in der Eisesstarre des Todes zurückkehrt. URda ist als älteste der drei Schwestern, die am Urdabrunnen das Weltenschicksal weben, die Norne der Vergangenheit. Unter den Wurzeln der Weltenesche liegt das Reich der Hel, das Totenreich. Nicht wie die christliche Hölle ist sie ein Flammenreich der Qualen, nicht wie der griechische Hades ein Schattenreich der Bewußtlosigkeit, sondern ein winterlicher Ruhezustand, in den die Seele übergeht, wenn sie die Erde verläßt und aus dem sie zu neuem Leben wiederkehrt. Daß die Germanen an diese Wiederkehr glaubten, geht aus verschiedenen Stellen der Edda hervor. Ihre Kampffreudigkeit und Todesverachtung hängt mit diesem Glauben zusammen, der freilich nicht dogmatisch gewertet werden

darf, ebensowenig wie jenes Reich der Mütter, das Goethe im zweiten Teil des Faust dichterisch gestaltet hat:

„Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein.
Und ihr bewegt es, allgewalt'ge Mächte
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holden Lauf,
Die andern sucht der kühne Magier auf.“

Noch heute sagt der Volksmund, wenn es in weichen Flocken schneit: „Frau Holle schüttelt ihre Betten aus,“ und gibt damit kund, daß ihm die Hol als mütterlich freundliches Wesen erscheint, das sich der dahingegangenen Seelen annimmt und jede nach ihrem Verdienst behandelt. Das gleiche will auch das Märchen von der Frau Holle besagen.

Die schöne und fleißige Stieftochter einer Witwe ward von dieser gegenüber ihrer rechten häßlichen und faulen Tochter zurückgesetzt und mußte alle schmutzige Arbeit im Hause tun. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte soviel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bukete es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Die Stiefmutter verlangte, daß es sie wieder brächte. Da sprang es in der Herzensangst in den Brunnen, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung und als es erwacht und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh' mich raus, zieh' mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken.“ Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen

10 Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte,

ward ihm angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib' bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut geh'n. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt, ich bin die Frau Holle.“ Wie es nun der Frau Holle eine Zeitlang treu und fleißig gedient hatte und dafür auch ein gutes Leben bei ihr hatte, bekam es Heimweh. Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgetan, und wie das Mädchen grade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist,“ sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki!“

„Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und von der Schwester ganz gut aufgenommen.

Die Mutter, der das Mädchen alles erzählte, wollte der anderen häßlichen und faulen Tochter ein gleiches Glück zuwenden. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß die Hand in die Dornenhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Es bezeugnete ihr alles, wie der anderen. Doch sie verweigerte dem Brot und den Äpfeln die verlangte Hilfe und im Dienst der Frau Holle erwies sie sich bald als träge und unbrauchbar. Da ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel mit Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste,“

sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kiferiki!“

„Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!“

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen.

Dies Märchen unterscheidet sich von anderen durch das Fehlen besonderer Kennworte. Und dennoch tritt der tiefe Sinn klar zutage. Es ist die uralte Lehre vom Karma, die in diesem Märchen Bildgestalt gewonnen hat. Jeder ist seines Glückes Schmied, und wie einer sich bettet, so liegt er. Von seinem Verhalten auf der Erde hängt es ab, welches Schicksal Frau Holle, als Gebieterin der Urständ, einem beim Eintritt in ein neues Leben mit auf den Weg gibt, den einen Gold den anderen Pech. Die Bezeichnung des Unglücks mit dem Worte Pech ist uns ja allen geläufig. Niemand soll sich darüber beklagen, wenn er Pech hat. Er hat es sich selbst in einem früheren Dasein redlich verdient. Freilich hat jeder sein gut Teil Leid zu seiner Vervollkommnung nötig und nicht alles ist Gold, was hier oben glänzt. Die Eigenschaften, mit denen jemand ins Reich der Frau Holle hinabsteigt, behält er auch dort drüben. Nicht jeder kann nach dem Tode gleich ein Engel werden. Frau Holle ist eine freundliche Frau, trotz ihrer großen Zähne. Sie urteilt gerecht. In den Zähnen haben wir doch so eine Art Kennwort. Denn, wie wir später sehen werden, ist Zehn die Zahl des Gerichts, nach nordischem Mythos das Haus des Weltenrichters Forsete.

Der Brunnen, durch den die beiden Mädchen in das Reich der Hel hinabspringen, ist gleichbedeutend mit dem Tor, durch das sie wieder zur Oberwelt entlassen werden. Beides, (Urda-)Brunnen und (Einlaß-)Tor, sind Bilder der Ur-Rune und diese wieder bezeichnet das geistige Reich, von dem alles Leben ausgeht und zu dem es wieder zurückkehrt, den Mutter-schoß der Welt. Frau Holle ist die Mutter der Toten, wie Frau Holda die der Lebenden und beide sind im Grunde eins.



♪ 3. Das Märchen von der alten Kettel-Kittelfarre

gehört zu jenen, die Grimms Sammeleiser entgangen sind. Auch Philipp Stauff hat es zu deuten versucht. Aber ihm sind die Beziehungen zu dem Gewittergott Thor nicht aufgegangen, dessen Zeichen die dritte Rune ist. Und doch treten diese Beziehungen in dem Kennwort Kittelfarre klar hervor, jener Kesselfarre, oder dem Donnerwagen mit Tve bück daerför unn söben Sack Geld achter haer. Thor hatte es übernommen, wie Hymiskvidha so eindringlich schildert, den großen Kessel, dessen die Asen für das herbstliche Leinen-Erntefest bei Oeger bedurften, von dem Riesen Hymir zu besorgen. Er bekam den Kessel erst, als er einen Stärkewettkampf mit dem Riesen bestanden. Auf das Meer ruderten die beiden hinaus, mit dem Haupt eines starken schwarzen Bergstiers als Köder für die Wale, die sie erlegen wollten. Aber fast hätte Thor die Mittgartschlange, die an diesem Köder anbiß, als Beute mit heim gebracht. Doch als Zeichen seiner gewaltigen Kraft trug er das unausgeschöpfte Boot mitsamt den zwei erlegten Walfischen allein durch die Bergschlucht in des Riesen Behausung. Dort stellte ihm der Riese die weitere Aufgabe, einen unzerbrechlichen Kelch zu zer-schmettern. Nur auf den Rat des Riesenweibes, daß der Schädel ihres Gatten härter sei, als jeder Kelch, gelang ihm auch dies. Nun mußte der Riese den Kessel freigeben, den Thor sich auf das Haupt stülpte, so daß die Ringe ihm an den Fersen klirrten. Hinter all dem steckt ein tieferer Sinn, den ich hier nur andeuten kann durch die Bemerkung, daß Kessel (KS) ein Kennwort für die Dinge sind, die mit dem Geschlecht *sexus* (SK) zusammenhängen. Führt Thor, der starke Überwinder der Riesen, der ungeschlachten Naturkräfte, der physischen Welt, diesen Kessel heim, so wird dadurch sein mit zwei Böcken bespannter Wagen zur Kesselfarre.

Das Märchen von der Kesselfarre, das deshalb besonders wertvoll ist, weil es das Hineinragen des eddischen Mythos in die deutsche Märchenwelt beweist, hat nun freilich zunächst einen harmloseren Sinn. Es bringt die kindliche Gewitterangst zum köstlichen Ausdruck. Der gefürchtete Menschenfresser, der mit dem Ruf: „Norr, norr! hier ist Menschenfleisch,“ das Haus, in dem die zwei Kinder versteckt sind, durchschnüffelt, entpuppt sich als ziemlich harmlos. Wenn er, um sein Haupt aus der Schlinge zu lösen,

ihnen seine Kesselfarre mit Twe bück daerfür unn söben Sack Geld achter haer mitgibt, so ist dies eine deutliche Anspielung auf den reichen Ernteseegen, der dem befruchtenden Gewitter folgt. Doch hören wir zunächst das Märchen in seinem Zusammenhang, wie ich es der bei Eugen Diederichs, Jena 1912 erschienenen, von Paul Zaunert, Marburg herausgegebenen Sammlung deutscher Märchen seit Grimm entnehme. (S. 169.)

„Brüderchen und Schwesterchen gingen in den Wald, Beeren zu suchen. Da kam aber ein schlimmes Wetter, es fing an zu donnern und zu blitzen, der Regen floss in Strömen und bald ward es Nacht; die Kinder verirrten sich und kamen immer weiter in den Wald hinein. Als das Wetter sich endlich gelegt hatte und es schon ganz dunkel war, stieg das Brüderchen auf einen Baum und schaute um sich, ob nicht ein Lichtlein zu erspähen wäre. Und wirklich, es fand eins, stieg schnell vom Baume herunter und ging mit dem Schwesterchen drauf zu. Das Licht kam von einem kleinen Häuschen, das noch mitten im Walde lag. Da klopfen sie leise an und eine Stimme rief von innen: „Wer ist da?“ Da baten die durchnästen Kinder um ein Unterkommen und ließen sich gar nicht abweisen, obwohl das alte Mütterchen, das ihnen öffnete, vor ihrem Manne, der ein Menschenfresser sei und in einer Stunde wiederkommen müsse und sie dann fressen werde, sie genug warnte. Schließlich versteckte sie die Alte in einem hohlen Baum im Garten. Bald darauf kam der Menschenfresser nach Hause und fing gleich an zu schnuppen und zu brummen: „Norr, norr, hier ist Menschenfleisch!“

„Ach was, sagte die Alte, ich habe eben ein Kalb geschlachtet, komm her und isß dich satt.“ Der Menschenfresser gab sich erst zufrieden und aß das Kalb auf, das ihm die Frau versetzte; aber als er damit fertig war, fing er gleich wieder an zu schnuppen und zu brummen: „Nerr, nerr, hier ist Menschenfleisch!“ und suchte die ganze Stube durch, unter der Bettstelle, im Uhrgehäuse, ohne etwas zu finden, aber immer rief er: „Nerr, nerr, hier ist Menschenfleisch!“ Die Frau sprach: „Was willst du suchen, hier ist nichts, Du sollst dich schlafen legen.“ Der Menschenfresser aber hörte nicht darauf und suchte noch das ganze Haus durch, und als er das getan hatte, öffnete er auch die Hintertür und wollte in den Garten; da sagte

und die Kalbsfüße und das frische Fell; da ist nichts für dich.“ Aber der Menschenfresser ging in den Garten und „norr, norr/ hier ist Menschenfleisch“ rief er, da fand er Brüderchen und Schwesterchen im hohlen Baume. Nun waren sie in großer Noth und der Riese sprach: „Ich wußte wohl, daß es für mich noch einen Braten gäbe; nun will ich euch in den Keller sperren und morgen will ich euch aufhängen, ohne daß das Blut fließt, und dann will ich euch auffressen.“ Die Kinderchen weinten sehr, aber der Riese sperrte sie in den Keller, da mußten sie die Nacht sitzen und taten kein Auge zu vor lauter Angst und Trübsal.

Am Morgen kam der Riese und holte sie heraus. Da hatte er schon zwei Schlingen unter dem Hahnenholz gemacht, darin sollten sie aufgehängt werden, ohne daß Blut floss. Das Schwesterchen stieg zuerst auf die Bodenleiter hinauf; wie es aber an die Schlinge kam, tat es, als wenn es den Kopf nicht hineinfriegen könnte und zog immer mit den Händen die Schlinge zu und sprach: „Ich weiß es nicht zu machen, lieber Menschenfresser; steig’ doch einmal herauf und zeig’ es uns.“ Da stieg der Menschenfresser hinauf, hielt die Schlinge auseinander und legte den Kopf hinein und sprach: „So müßt ihr’s machen!“ Als nun der Menschenfresser den Kopf in der Schlinge hatte, da zog das Brüderchen unten die Leiter weg und der Menschenfresser hing unter dem Hahnenbalken. „So, Menschenfresser, da kannst du hängen bleiben,“ sagten die Kinder und wollten fortgehen. Aber da fing er an zu bitten und zu betteln, sie sollten ihn da doch nicht hängen lassen und ihn wieder losmachen; er wollte ihnen auch nichts zuleide tun und beschwor sie hoch und teuer; da sprachen die Kinder: „Und was giebst du uns denn, wenn wir dich losmachen?“ Da sprach der Menschenfresser:

„Min ole Kittelkittel faer
Mit twe Bück daersaer
Unn soeben Sack Geld achterhaer.“

Da machten die Kinder ihn los, und der Menschenfresser gab ihnen die Kittelkittelkarre mit zwei Böcken davor und sieben Sack Geld hinterher. Die Kinder setzten sich nun drauf und fuhren davon, und die Böcke liefen so schnell, daß sie bald eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Nun trafen sie einen Mann, der war auf seinem Lande beim Kartoffelausfriegen. Da

gaben sie ihm eine große Handvoll Geld und sprachen: „Wenn daer een kummt unn die fragt na sin ol' Kittelkittelfaer mit twe Böck daerfaer unn soeben Sack Geld achterhaer, so haste niks seen“. — „Ná“ sagte der Mann, „ick wull ju nich verraden.“ Nun kamen sie weiter und da trafen sie einen Mann, der war auf seinem Lande beim Wurzelaufriegen; dem gaben sie zwei große Hände voll Geld und sprachen: „Wenn daer een kummt, unn die fraegt na sin oll' Kittelkittelfaer mit twe Böck daerfaer un soeben Sack Geld achterhaer, so haste niks seen.“ „Ná,“ sagte der Mann, „ik will ju nich verraden.“ Nun kamen sie weiter und da fanden sie einen Mann, der war in seinem Garten beim Äpfelabkriegen; dem gaben sie drei große Hände voll Geld und sagten zu ihm: „Wenn daer een kummt unn die fraegt na sin ol' Kittelkittelfaer, mit twee Böck daerfaer und soeben Sack Geld achterhaer, so haste niks seen.“ Auch dieser Mann versprach ihnen, daß er nichts sagen wollte, wohin sie gefahren wären.

Nun hatte es dem Riesen aber gleich leid getan, als die Kinder fort waren, daß er ihnen seine Karre mit den Böcken und sieben Sack Geld gegeben hatte. Da kam er ihnen nachgelaufen und wollte seine Karre wieder holen. Wie er nun zu dem Manne kam, der die Kartoffeln auskriegte, so fragte er ihn: „Hast du oek seen min ol' Kittelkittelfaer mit twee Böck daerfaer unn soeben Sack Geld achterher?“ Antwortete ihm der Mann: „Düt Jaer staet de Kartuffeln noch billig noeg.“ Da war der Riese schrecklich böse und lief eilig weiter. Als er nun zu dem Wurzelaufrieger kam und die gleiche Frage tat, da antwortete ihm auch der Mann: „De Worteln staet düt Jaer noch billig noeg.“ Nun ward der Riese noch viel zorniger, und stürmte fort, so schnell er laufen konnte; und so kam er bei dem Manne an, der die Äpfel in seinem Garten abkriegte und stellte ihm die gleiche Frage, wie den beiden anderen. Da erschraß der Mann so vor dem Riesen, daß er gestand, wo die Kinder hingefahren wären. Nun eilte der Riese ihnen nach, und bald hörten sie es hinter sich prusten und schnauben. Da sprach Brüderchen zum Schwesterchen: „Sieh dich mal um, gewiß ist der Riese hinter uns.“ Das Schwesterchen sah sich um und rief: „Ja der Riese ist hinter uns, schon ganz nahe.“ Eben waren sie auf einen Berg hinaufgefahren und es war schon Abend. Da fuhren sie noch den Berg hinunter und schnell in eine Höhle hinein. „So,“ sagte

Brüderchen, „hier wollen wir die Nacht bleiben und morgen weiter fahren und der Riese soll uns nicht finden.“

Nun kam der Riese auch auf den Berg und sah sich allerwärts noch einmal um und konnte nirgends die Kinder mit der Karre und den Böcken finden. Da stieg er noch den Berg hinunter, legte sich nieder und dachte: „morgen wirst du sie schon einholen, du hast heute einen weiten Weg gemacht,“ und darauf schlief er ein. Aber nun hatte er sich gerade auf die Höhle gelegt, worin die Kinder mit den Böcken waren, so daß sein Leib ganz den Eingang verdeckte.

Da wußten sie's nicht anders anzufangen, als daß sie den Riesen, indem er schlief, heimlich und ohne daß er's merkte, totmachten. Aber nun konnten sie den toten Riesen nicht von der Stelle wälzen und kamen in große Not und litten Hunger und Durst, und die Böcke auch, und sie wußten gar nicht, wie sie wieder aus der Höhle kommen sollten. Da aber entstand in der Nacht ein groß Geschrei und Flügelschlagen, wie von einem Raubvogel, und sie merkten, daß der Vogel von dem Riesen fresse. Nun wurden sie ruhig und warteten bis zur nächsten Nacht. Und der Vogel kam wieder, machte ein großes Geschrei und schlug mit den Flügeln und fraß von dem Riesen, daß am anderen Morgen schon der Tag durchschimmerte. In der dritten Nacht kam der Vogel noch einmal wieder und haßte das Loch noch größer, und hätte er das nicht getan, so wären Brüderchen und Schwesterchen nimmer herausgekommen und wären vor Hunger in der Höhle gestorben, und die Böcke auch. Nun aber ward das Loch so groß, daß sie hindurch konnten, und so fuhren sie denn nach Hause mit der alten Karre mit den zwei Böcken davor und den sieben Sack Geld hinterher, und ihr könnt euch denken, was Vater und Mutter sich gefreut haben, als sie endlich ihre lieben Kinderchen wieder hatten“.

Dies Märchen enthält so entzückend naive Züge, wie die Arglosigkeit, mit der der dumme Riese seinen Kopf in die Schlinge legt, die Zutraulichkeit, mit der Schwesterchen ihn anredet „lieber Menschenfresser“ und die Behutsamkeit, mit der er, „ohne daß er es merkt,“ umgebracht wird, daß einem das Herz im Leibe dabei lacht.

Diese kleinen liebevollen Züge lassen erkennen, daß er eigentlich gar kein böser Menschenfresser ist, sondern nur so tut. Auch daß das Kartoffelaus-

nehmen historisch in ein altes Märchen gar nicht passen will, soll uns nicht stören. Anfänglich mag eine andere Feldfrucht wohl an der Stelle gestanden haben. Solche kleinen Züge werden eben aus dem Gesichtskreis des Erzählenden neu eingefügt. Der Kern des Märchens ist trotzdem uralt, wie schon aus dem eingangs Gesagten hervorgeht.

Denn der Riese ist niemand anders als Thor, der Gewittergott selber. Mit Donner und Blitz fängt ja auch die Erzählung an. So wollen wir auch zunächst im Märchen den Ablauf eines Gewitters verfolgen. Der Riese brummt und schnauft gewaltig und jagt den Kindern einen gewaltigen Schrecken ein. Wenn die grellen Blitze zucken, wenn es dröhnt und poltert, flüchten sich die verschüchterten Kleinen zu Mutters Schürze und werden von ihr versteckt. Aber hat die Spannung sich gelöst und strömt der Regen nieder zur durstenden Erde, dann folgt ein reicher Erntesegen. Ihn dürfen die Kinder ins Elternhaus als Geschenk des bösen und doch so gutmütigen Riesen bringen. Von den drei Bauern stellen die beiden ersten sich taub und antworten: Ja dies Jahr sind die Kartoffeln (Wurzeln) noch billig genug. Eine gute Ernte bringt billige Preise. Aber ist das Gewitter vorüber, so kehrt es, namentlich in engen Tälern, oft noch einmal wieder. Der Gewitterriesen verfolgt die Kinder. Sie müssen sich in eine Höhle flüchten und ganz schwarz wird es in dieser, wenn sich der Riese mit seinem gewaltigen Leibe, den schweren Wolkenmassen, davor lagert. Aber endlich werden sie doch durch den Sonnenadler befreit, der ein Loch in die dunklen Wolkenmassen hineinfrißt, daß der Himmel wieder zum Vorschein kommt. So kann man dies Märchen als das der Überwindung kindlicher Gewitterangst bezeichnen.

Aber das Märchen birgt noch einen tieferen Sinn. Die Thorrune ist das Zeichen der großen Weltenzeugung, des Spannungsausgleichs zwischen dem positiven männlichen und negativem weiblichen Weltenpol, der durch den überspringenden Zeugungsfunken ausgelöst wird. Deshalb ist Asathor der Dreier und Drehherr der Welt, der göttliche Baumeister der Welt mit dem Hammerbeil und als solcher wird er auch Bar, der Geburtsmacher oder Böl-Thorn, Beulendern genannt.

Wenn er zuerst auf der Menschenebene mit seiner gewaltigen Urtriebskraft sich bemerkbar macht, dann erzeugt er, mag er nun den Saftstrom von den Wurzeln aufwärts in Halm und Blatt oder den Blutstrom durch

die Adern lebhafter kreisen lassen, eine gewitterschwüle Stimmung, aber auch bockslustigen Übermut.

Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt pendelt die Seele, von Grund aus aufgewühlt, zwischen zwei Extremen. So wird es Brüderlein und Schwesterlein wohl bange, wenn sie zum ersten Male den Naturlaut Norr, Norr, der sie in Not hineinbringt, vernehmen und mit dem der Riese Menschenfleisch wittert. Noch gelingt es ihnen, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen und jener muß sich selber loskaufen mit seiner Kesselfarre, mit zwei Böcken davor und sieben Sack Geld hinterher. Dem Menschen fällt die hohe Aufgabe zu, den Naturtrieb zu veredeln. Thors Kessel dient beim Leinerntefeste bei Agir, beim Fest der Leinenbraut zum Braukessel. Sein Hammer weiht die Brautleute. Die Ehe ist ihm heilig. So wird aus der Sechs die Sieben, aus dem sexus (SK=KS), dem Geschlecht, die Sippe, d. h. der Verband der durch sonnenhohe Ziele vereinten Blutsverwandten. Reicher Segen entspringt solcher Verbindung. Mögen auch vorn an der Kesselfarre zwei Böcke ziehen, der Sonnensegen folgt doch siebenfältig nach, in dieser Zahl die Vollkommenheit, Vervollkommnung verbürgend. Die drei erntenden Bauern stellen drei Entwicklungsabschnitte menschlichen Heranreifens von je sieben Jahren dar: sieben Jahre die kindlichen Knollen, vierzehn Jahre die jugendlichen Wurzeln, 21 Jahre die reifen Äpfel der Geschlechtsreife. Erst der dritte Bauer verrät die Kinder dem nachsehenden Riesen. Sein Leib sperrt sie wie in eine dunkle Höhle ein. Fast scheint es, als wenn sie von jener Urkraft überwältigt ganz in die Materie, die Sinnenwelt eingeschlossen würden. Aber ein großer Raubvogel befreit sie. Durch die Triebwelt hindurch sehen sie eine wunderbare neue Seelenwelt, das Familienglück, die Liebe der Ehegatten, die treue Sorge der Eltern für ihre Kinder hindurchleuchten. So befreit sie der Geist des großen Vogels, des Aars, der Adler- und Ariergeist aus ihrem Gefängnis; gibt sie der Sonne zurück und auch die Böcke brauchen nicht verhungern.

Hinter dieser zweiten Deutung leuchtet schon eine dritte hervor. Das große Kraftreich Asa=Thors, in das die Menschen hineingeboren werden, erscheint dem zum Bewußtsein erwachenden Menschen wie ein großes Leben vernichtendes Ungetüm. Jeder ist dem Tode geweiht. Niemand entgeht

ihm. Eine Weile wird wohl Galgenfrist gewährt. Dann aber holt der Riese mit dem Todesdorn doch die enteilenden Kinder ein. Schon scheinen sie dem Tode verfallen. Da befreit sie der Ariergeist, der arische Unsterblichkeitsglaube, und bahnt ihnen aus der Todeshöhle den Weg zum Licht empor.

Alle drei Deutungen — jede entspricht einem bestimmten Reifegrade — hängen innerlich miteinander zusammen. Der Naturmythos, der Geschlechtsmythos und der Weltenmythos bilden eine Einheit, die uns offenbar wird, wenn der große Weltzusammenhang sich uns im Lichte des göttlichen Geistes enthüllt. Damit kommen wir zur vierten Rune des Geistes, des göttlichen Odems, der durch diese Welt weht.





Gänsemädchen

Λ und ᚠ 4. Das Märchen vom Gänsemädchen,

vielleicht das herrlichste von allen, setze ich in die vierte Stelle, in Odins Zeichen, die O oder Odil-Rune. Hierzu bestimmt mich der neckische Zauber-
vers, mit dem das Gänsemädchen den Wind beschwört, daß er Kürtchens
Hut wegnehmen soll, damit er sie nicht beim Machen ihres Goldhaars störe:

 Wehe, wehe Windchen,
 Nimm Kürtchen sein Hütchen
 Und laß ihn sich mit jagen,
 Bis ich mich geflochten und geschnakt
 Und es wieder aufgesakt.

Denn dieser Wind ist der Geistesodem des göttlichen Geistes. Und die
ganze Erzählung dreht sich darum, daß die menschliche Seele die allmählich
sich verlierende Fühlung mit der göttlich geistigen Welt wieder gewinnt.
Freilich wächst dies Märchen bei der Bedeutung, die das redende Haupt
des getöteten Kosses für den Gang der Handlung hat, über den
Rahmen eines einzelnen Runenzeichens weit hinaus. Nach dem St. Galler
ABC ist RA—OS (Kosß und Rose), UU=W geschrieben, das ver-
einigte Zeichen der fünften Rune RA und der vierten Rune OS. Beide
Zeichen ergeben den Buchstaben W, entsprechend den beiden Drudenfüßen,
ein Bild der Weihe, der Einweihung.

Schon die Römer nannten es sub rosa, unter der Rose einem etwas
mitteilen, wenn jemandem ein Geheimnis offenbart wurde. Daß von
diesem RA-OS sowohl die Geheimbrüderschaft der Rosenkreuzer, wie die
Fehmrose ihren Namen hat, beweist die weite Verbreitung dieses Sinn-
bildes.

Wir werden im achten Zeichen, bei der Heimtaller-Sage, im Märchen
vom Machandelbaum, noch etwas über das redende Haupt erfahren. Die
Vorstellung, daß Kosse reden, den Willen der Götter verkünden, ist bei
den Germanen durch Tacitus bezeugt. Sie stammt aber schon aus vor-
germanischer Zeit. Der Grieche Homer berichtet in seiner Ilias von
redenden Kossen, die bezeichnenderweise dem Diomedes, dem Gottes-
mittler gehören. Aber auch in Indien, wo die Götter in Kessigestalt er-
scheinen und das Kessopfer (Açva-medha) gefeiert wurde, begegnen wir

ähnlichen Vorstellungen. Der Name des Rosses in unserem Märchen Falada=Veleda=Seherin weist nachdrücklich auf diesen Zusammenhang hin.

Fassen wir, ehe wir das Märchen selbst reden lassen, einmal die Überschrift des Märchens „Gänsemädchen“ und den Namen ihres Gespielen Kurt ins Auge, so wird uns bald der ganze tiefe Sinn des Märchens aufgehen.

Die Gans, in der Tierfabel Adelheid oder Allheit genannt, ist ein Bild des Alls. Die Magd (MG) deutet auf Macht, Magie. Da nun die Königstochter in den Märchen stets die menschliche Seele bedeutet, werauf schon Philipp Stauff hingewiesen hat, so gibt eigentlich schon die Überschrift den ganzen Inhalt der Erzählung wieder. Sie stellt das Schicksal einer Königstochter dar, die, von der ungetreuen Magd zum Rollentausch gezwungen, verdrängt und zur Gänsemagd erniedrigt wird, um endlich wieder, nachdem sie alle Prüfungen bestanden hat, zu ihrer ursprünglichen Würde erhöht zu werden.

Die menschliche Seele, vom Schöpfer (Kurt, KRT, creator hropter) als seine Gehilfin zur Hüterin des Alls (Gans) berufen, der die Macht (Magd) über das All gegeben ist, muß, ehe sie so königliche Kunst erlernt, zu ihr heranreift, demütig einen Leidensweg gehen, darf sich durch Prüfungen nicht beirren lassen und die Fühlung mit der göttlichen Kraft, aus der sie hervorgegangen, nimmer verlieren. In allen alten Einweihungen, in Ägypten wie in Indien, wird dieser Weg als Isisweg, als Yoga genau geschildert.

Aber die Seele hat noch einen zweiten Weg hochzukommen, sich zu entwickeln, den unser deutsches Sprichwort in die Lebensregel fßt: „Durch Schaden wird man klug“ und den unser Märchen in der Strafe, die die ungetreue Magd am Schlusse trifft, leise andeutet. Diese Magd stellt im Gegensatz zur Königstochter die niederen selbstsüchtigen Triebe der Menschenbrust dar. Sie muß sich ihr eigenes Urteil sprechen: Nackend (Geburt und Tod) wird sie in eine von außen mit Nägeln (NG, genus, ink) durchspitzte Zonne (Leiblichkeit) eingeschlossen, um von zwei weißen Rossen (tu witt Ros, tuen nach rechtem Wissen, wissend das Rechte tuen) Gafß auf, Gafß ab (G. S., dem göttlichen Strahl bald näher kommend, bald sich von ihm entfernend) zu Tode geschleift zu werden.

Die beiden weißen Rosse, als Lenker ihres Schicksals, hätten in diesem Zusammenhange gar keinen Sinn, wenn nur ein Strafvollzug von realistischer Grausamkeit gemeint wäre und nicht der unseren Vorfahren wohlvertraute Glaube an eine Reihe von Wiederverkörperungen. Dieser zweite Weg ist der längere und schmerzhaftere. Denn der Mensch muß, in seine Leiblichkeit, wie in eine Zonne eingeschlossen, solange die Folgen seiner eigenen Fehler am eigenen Leibe spüren, bis er das verkehrte seines Tuns erkannt und, zur rechten Einsicht gelangt, selbst rechtschaffen wird.

Betrachten wir den ersten der beiden Wege an der schlichten Erzählung: Eine Königstochter, einem fernen Prinzen versprochen, wird von der liebenden Mutter mit standesgemäßer Ausstattung versehen (von der Vorsehung mit köstlichen Gaben ausgestattet), von einer Magd begleitet, auf den Weg gesetzt. Als köstlichste Gabe empfängt sie von der Mutter ein weißes Lappchen mit drei Tropfen des mütterlichen Blutes zum Talisman als Schutz gegen alle Fährlichkeiten der Reise mit der Weisung, sie wohl zu verwahren. Ihr Reittier, die edle Stute Falada, kann reden, dergleichen die Dreiheit der Blutstropfen.

Was sind das für wunderliche Sinnbilder: Blutstropfen, die reden, ein Ross, das sprechen kann! Auch in Wolframs Parzival kehrt das Sinnbild der drei Blutstropfen auf weißem Schnee wieder, dort als Mahnung an die Mutter Herzeleide. Auch in unserem Märchen hängen die drei Blutstropfen mit der Mutter der Königstochter zusammen. Was können sie da anders bedeuten, als das im Blute gegebene Bewußtsein der Abstammung der Seele von dem dreieinigen göttlichen Urgrund der Welt! Solange in der Seele dieses Bewußtsein lebt, kann ihr nichts Arges begegnen. „Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?“ Aber damit die Seele zur Freiheit der selbstverantwortlichen Persönlichkeit heranreift, muß sie dies köstliche Gottinnerlichkeitsbewußtsein verlieren. Dies geschah auch der Königstochter. Da die beiden eine Weile selbender geritten sind, bekam die Königstochter Durst und heischte von der Zofe, sie solle absteigen und ihr aus goldenem Becher zu trinken geben. Die Magd verweigerte trotzig diesen Dienst. Die niedere menschliche Natur sagt der höheren den Dienst auf. Will also die Seele den Durst nach ihrer göttlichen Heimat stillen — Gold ist allemal das

Zeichen des Sonnenlandes, der ursprünglichen göttlichen Reinheit —, so darf sie sich nicht auf ihre niedere Natur verlassen, sondern muß demütig absteigen und sich selbst zum Quell des Lebens niederbeugen. Da entfuhr der Königstochter der Seufzer: „Ach Gott!“ und die drei Blutstropfen antworteten: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe täte ihr zerspringen.“

Aber die Königsbraut war demütig und stieg wieder zu Pferde. Als sie nach etlichen Meilen von neuem dürstete, wiederholte sich das gleiche. Und wie sie so trank und sich über das fließende Wasser recht überlehnte, fiel ihr das Lappchen, worin die drei Blutstropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort. Die Kammerjungfrau hatte aber zugeesehen und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme; denn damit, daß diese die drei Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. War die Königstochter bei ihrer ersten Prüfung durch das Bewußtsein ihrer göttlichen Abstammung getröstet worden, so verliert sie jetzt diesen Halt. Die niederen Triebe gewinnen Gewalt über die Seele und treten die Herrschaft an. Die Magd zwingt sie, von ihrem Pferde Falada abzustiegen, mit ihr das königliche Gewand zu tauschen und magdliche Gestalt anzunehmen. Die niederen Triebe triumphieren. Scheinbar ist der Erfolg auf ihrer Seite. Sie führen zu Macht, Ansehen, äußeren Erfolgen. Aber Falada sah das alles an und nahm es wohl in acht.

Wie sie in des Königs Hof einritten, ward die falsche Braut mit königlichen Ehren empfangen. Die wahre Königstochter mußte unten stehen bleiben. Aber der alte König, der am Fenster stand, ließ sich nicht täuschen. Er sagte: „Da habe ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen!“ Der Junge ist Kürtchen. Welch feine Ironie! Gänse hüten ist bekanntlich eine ganz leichte Arbeit für die Dorfjugend. Wir sahen aber schon, was sich hinter dieser Aufgabe verbirgt. Diesen Kunstgriff gebraucht das Märchen häufig, daß es das Gegenteil von dem ausspricht, was eigentlich gemeint ist. Denn was kann es höheres geben, als berufen werden zur Hüterin des Alls? Ist es nicht wie eine Umschreibung des Christusworts: „So Ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Wir müssen uns der geheimnisvollen Stute Falada zuwenden. Die falsche Braut fürchtete, das redende Roß möge sie verraten und setzte es beim jungen Könige durch, daß ihm der Hals abgehauen wurde. Die Gänsemagd aber bestach den Schinder und ließ Faladas Haupt unter das finstere Tor nageln, wo sie morgens und abends mit den Gänsen durch mußte. Und des Morgens früh sprach sie im Vorbeigehen: „O du Falada, da du hängest.“ Da antwortete der Kopf: „O du Jungfer Königin, da du gangest, wenn das deine Mutter wüßte, daß Herz tät ihr zerspringen.“ Der Seele blieb nach Verlust des unmittelbaren Gottinnerlichkeitsbewußtseins (drei Blutstropfen) der Zugang zur geistigen Welt durch den Mund der Propheten offen. Aber auch dieses Tor wird verriegelt. Weltlicher Sinn fordert das Haupt der unbequemen Mahner, wie die Bibel es von Johannes dem Täufer berichtet, der der Salome zum Opfer fiel. Auch die griechische Helenasage weist auf diese Zusammenhänge hin. Dem Führer des Volks Menelaos wird von der eiteln selbstgefälligen Persönlichkeit Paris-Bar-Is die Seherin Helena, Velenä, Velede entführt und in das Stammesheiligtum (Trojaburg, heilige Stadt, wie Homer Ilien bezeichnet) gebracht. Auch die Namensverwandtschaft Hek-tors mit Hagen von Trenje gibt zu denken. — Der dunkle Torweg aber, den alles Lebendige morgens und abends hindurch muß, bezeichnet Geburt und Tod.

Wie nun die Gänseherde auf die Wiese (Wissen) gelangt war, machte das Gänsemädchen die Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürtchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie wie oben berichtet:

Weh, weh, Windchen,

Kürtchen ärgerte sich und beschwerte sich beim alten König: „Morgens, wenn wir mit der Herde unter dem finsternen Tor durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet sie.“ So erzählte er den ganzen Vorgang. Der König überzeugte sich selber von der Richtigkeit der Schilderung und forschte abends die Gänsemagd aus, die die Auskunft verweigerte, dann aber dem Ofen ihr Leid klagte

Die Seele kann ihrer göttlichen Abstammung (goldne Haare) dann bewußt werden, wenn der göttliche Odem (Wind) die Hülle (Hut) entfernt, 26 unter der sich der Schöpfer hinter der Schöpfung verbirgt (Kurt). Dann

werden die Haare geflochten (FL = Lichtschaffen, Erleuchtung), geschnakt SK, secare (stutzen der Triebe) und aufgesakt (Aufbau einer geistigen, sittlichen Lebensordnung durch Sakungen). Nachdem sie so alle Prüfungen bestanden und als treu erfunden worden, wird sie in ihre ursprüngliche Würde eingesetzt.

So ist in diesem Märchen jedes Wort und jeder kleine Zug von Bedeutung. In Farben von unzerstörbarer Frische ist von einem großen Künstler ein köstlicher Teppich aus edelsten Stoffen gewoben und geheimnisvoll von goldenen Fäden durchzogen worden. Gewiß kannte der Dichter das indische Bogenschützenlied (Bagavad gita) nicht und doch, wie treffsicher hat er die gleichen Lehren von den beiden Wegen, die zur Erhöhung führen, in anschaulicher Lebendigkeit zum Ausdruck gebracht. So möge dieses köstliche deutsche Märchen dem Deutschen helfen, den tiefen und starken Glauben seiner Vorfahren an die göttliche Bestimmung des Menschenlebens wiederzugewinnen. Denn was tot erscheint, wird wieder auferstehen.



R 5. Das Rotkäppchen-Märchen

ist vielleicht das am weitesten verbreitete von allen deutschen Märchen. Gewiß zutreffend hat man die kleine süße Dirn mit der roten Kappe, die samt ihrer Großmutter von dem bösen Wolf verschlungen wird, auf die liebe Sonne gedeutet, die jeden Abend im Bauche der Nacht und jeden Winter im Polarreich ganz unter dem Horizont verschwindet und doch jeden Morgen und jeden Lenz unverfehrt und heil wieder zum Vorschein kommt. Sieht man aber genauer zu, so scheinen es manche Einzelzüge anzudeuten, daß daneben auch noch ein anderer Sinn seinen Platz behauptet, der uns Deutsche besonders angeht, daß nämlich das Eindringen des römischen Rechts in Deutschland den unbekannten Märchendichter veranlaßt hat, dem alten naturmythischen Stoff seine uns vertraute Gestalt zu geben. Deshalb soll dies Märchen in der heiligen Fehnzahl fünf und im Zeichen der Kita = oder Rechitrune R seine Stelle finden. Kein Volk hat mit solcher Folgerichtigkeit den Rechtsgedanken, aber auch den Staats- und den Machtgedanken entwickelt, wie das römische und prüft man, unvoreingenommen von der Vorstellung, als ob Griechen und Römer den barbarischen Germanen die wahre Kultur gebracht hätten, die Frage genauer, ob die Übernahme römischer Staats- und Rechtsgedanken für die deutschen ein Segen gewesen sei, so wird man gelinde Zweifel nicht unterdrücken können. Als die römische Kultur mit der germanischen in Fühlung trat, alterte sie bereits und befand sich im Niedergang. Der latinische Bauer, durch die dauernden Kriege der Scholle entfremdet, zeigte schon zur Zeit der Gracchen abnehmende Bodenständigkeit. Was sich später römischer Bürger nannte, waren zumeist Söhne Freigelassener aus aller Herren Länder, ein buntes Rassengemisch. Der Stolz und die Würde römischen Wesens war schon zu Beginn der Kaiserzeit längst dahin. Man braucht nur die beweglichen Klagen des römischen Dichters Horatius Flaccus über die „*auri sacra fames*“ „die verfluchte Geldgier“ und über manches andere zu lesen, um zu begreifen, daß Rom von öddestem Materialismus beherrscht war. So sind wir berechtigt, bei dem Wolf, der Rotkäppchen verschlingt, auch an die materialistische Erwerbsgier zu denken, die gerade in unseren Tagen den deutschen Idealismus zu vernichten droht, und aus dem Verlauf des

Märchens die Hoffnung zu schöpfen, daß er einst durch das Geismenschentum, für das das Märchen durchweg das Bild des Jägers wählt, aus diesem unwürdigen Gefängnis befreit werden wird.

Es war einmal eine kleine süße Dirn, so erzählt das Märchen, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber die Großmutter. Die schenkte ihr ein Käppchen von rotem Samt. Zu dieser franken Großmutter schickte die Mutter das Kind mit Kuchen und Wein, daß sie sich recht daran labe, mit der Weisung, hübsch artig zu sein, nicht gleich in alle Ecken zu gucken, guten Morgen zu sagen und nicht vom Wege abzu-
laufen. Im Walde begegnete ihm der Wolf, ohne daß es ahnte, was das für ein böses Tier war. Sie begrüßten einander ganz freundschaftlich, und Rotkäppchen verriet ihm auch die Wohnung der Großmutter: „Unter den drei Eichbäumen da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen.“ Um nun beide, Großmutter und Rotkäppchen, zu erschnappen, mußte er Zeit gewinnen, und so sprach er, eine Weile neben Rotkäppchen hergehend, zu ihr: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haufen in dem Wald.“ So ließ sich denn Rotkäppchen verleiten, für die Großmutter einen schönen Blumenstrauß zu pflücken. Inzwischen hat der Wolf die Großmutter verschluckt, sich in ihr Bett gelegt, ihre Haube aufgesetzt und die Vorhänge vorgezogen.

Wie nun das Rotkäppchen verspätet eintraf, war ihm so wunderbarlich zumute, aber es glaubte, trotzdem ihm die Veränderung auffiel, daß die Großmutter im Bett läge und fragte sie jene berühmten Fragen, die die Kinderherzen so gruseln lassen: „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren?“ „Daß ich dich besser hören kann.“ „Ei, Großmutter was hast du für große Hände?“ „Daß ich dich besser packen kann!“ „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul?“ „Daß ich dich besser fressen kann.“ Dabei tat er einen Satz aus dem Bett auf das arme Rotkäppchen und verschlang es. Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Dadurch wurde der Jäger, der eben vorbeiging, darauf aufmerksam gemacht, es

möchte der alten Frau etwas fehlen. So entdeckte er den Wolf, schnitt ihm mit der Schere den Bauch auf und befreite die beiden. Kottkäppchen holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er erwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er niedersank und sich tot fiel. Der Jäger nahm den Pelz vom Wolf; die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein und erholte sich wieder. Kottkäppchen aber dachte: „Du wirst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“

Diese echt kindliche Moral der Geschichte, wie überhaupt die ganze naive Frische der Erzählung sind so recht dazu angetan, sich dem kindlichen Gemüt einzuprägen. Und doch steckt in dem ganzen Vorgang eine so schmerzliche Erfahrung der deutschen Geschichte, daß es gerade in unseren Tagen einer so unglaublichen Überlistung des Deutschen durch wölfische Tücke höchste Zeit ist, daß dem deutschen Volke die ach so vertrauensseligen Augen geöffnet werden. Die meisterhaft gewählten Kennworte sollen uns dazu verhelfen.

Das ist zunächst die Großmutter, das weisheitsvolle Ur-Mutterrecht, dessen Spuren wir in den eddischen Sagen auf Schritt und Tritt begegnen, die der Enkeltochter, dem deutschen Volke, eine Kappe aus rotem Samt geschenkt hat: das deutsche Recht. Wie das Recht beschaffen war, das gibt das Märchen in vier Kennworten an: „Wein, Kuchen, Eiche, Nußbecken“. Der Wein entspricht der vierten Od-Rune und bezeichnet die Offenbarung des göttlichen Geistes. Das altarische Recht entsprang nicht menschlicher Willkür, sondern göttlicher Satzung und altheiliger Überlieferung (Saga). Der Kuchen (kuk) hat in den ältesten Opferdiensten Beziehungen zum Liebesleben. Er soll im Märchen andeuten, daß das Urmutterrecht in dem strengen geheiligten Sippenverband wurzelt. Die Großmutter, das urarische Recht, ist schon krank und schwach geworden, erholt sich aber wieder durch den Genuß von Wein und Kuchen. Wir müssen wieder, wenn wir genesen wollen, statt des papiernen Paragraphenschwindelrechts, dessen Hochflut seit der Revolution fast noch schlimmer geworden ist, als die Papiergeldüberschwemmung, zu einem göttlichen Recht kommen, das aus der Tiefe der deutschen Seele in lebendigem Rechtsgefühl geboren und

in dem festen Grunde des deutschen Sippengedankens verankert ist. Dieses Recht wurde unter freiem Himmel im Schatten der heiligen Banneichen gesprochen, von denen der Feldmarschall Hindenburg seinen eigentlichen Namen Beneckendorff trägt. In ältester Zeit war der Thingplatz durch Haselnußhecken umhegt.

Daß der Wolf auf Rom zielt, dessen erste Könige von einer Wölfin, dem Sinnbild der Machtgier, großgefängt worden ist, bedarf keiner weiteren Worte. Erst nachdem die alte deutsche Gerichtsbarkeit vom römischen Rechte verschlungen war, ging es auch dem deutschen materiellen Recht an den Kragen. Dabei kam Rom die Naturversunkenheit des deutschen Gemütes zuflatten. Nach seiner ganzen Veranlagung nimmt der Deutsche eigentlich nur Weltanschauungsfragen ernst. Politische und Rechtsfragen vergißt er gerne über Blütenduft und Vogelsang, wie unser Märchen das so meisterhaft schildert. Rom und seine Helfer wußten dies und nutzten es weidlich aus. Denn sie haben große Ohren und ein langes Gedächtnis. Der Deutsche vergißt heute schon, was gestern gewesen ist. Die Täuschung, durch die sich das römische Recht an Stelle des urarischen Sippenrechts gesetzt hat, kann nicht ewig währen. An seiner ungeheuren Gefräßigkeit, seiner selbstsüchtigen Gier, wird der römische Wolf erkannt. Wenn nur erst im Deutschen der Jäger (J. C.), der göttliche Geistesmensch, erwacht ist, dann wird er das deutsche Recht aus der Gewalt derer befreien, deren Gott der Bauch, der materielle Genuß ist, die die ganze Welt sich versklaven möchten. Denn das Stein—gehege der deutschen Rechtswaltung können sie nicht vertragen.

Das Rotkäppchen hat noch eine Fortsetzung: Ein anderer Wolf versuchte es in gleicher Weise, Rotkäppchen zu verführen und sprang, als es ihm mißlungen, bei der Großmutter aufs Dach, auf Rotkäppchens Heimkehr lauernd. Die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Sie ließ Rotkäppchen in einen großen Steintrog vor dem Hause Wasser tragen, in dem sie tags zuvor Würste gekocht hatte, bis er ganz voll war. Gierig nach dem ihm in die Nase steigenden Geruch, machte der Wolf den Hals so lang, daß er ins Rutschen kam und in dem großen Trog ertrank. Dieser Zusatz ergänzt die Haupterzählung vortrefflich. Er enthält eine tröstliche Zukunftsverheißung. Den Leuten, die jetzt bei uns aufs Dach gestiegen und oben=

auf sind, wird schließlich ihre eigene Gier zum Verhängnis werden. Sie werden kurz vor Erreichung ihres Zieles scheitern. Der Deutsche wird sich seines Ursprungs, seiner Urentstehung (UR-AST = Wurast — Wurst) bewußt werden und wird auch die alten geweihten Rechtsformen (Steintrog) wieder neu beleben. Durch diese formelle und materielle Wiederherstellung des Rechts wird der römische Giergeist zugrunde gehen.



6. Der Jude im Dornbusch

Der Sechsstern oder Sexualstern, Magen Davids, der von allen Synagogen goldig strahlt, sollte es schon rechtfertigen, wenn dieses Märchen, das trotz seines heiteren Tones des ernststen Sinnes nicht entbehrt, an sechste Stelle versetzt wird. Denn auch die sechste oder Kun-Rune bezeichnet das Geschlecht. Wer unter diesem Gesichtspunkt den Gang der Handlung verfolgt, wird gestehen müssen, daß die Geige, nach der alles, jung und alt, vornehm und gering, zu tanzen anfängt, sobald der Spielmann seinen Bogen ansetzt, eben nichts anderes sei, als das Instrument jenes bei allen Völkern so beliebten göttlichen Bogenschützen, von dem es schon in einem Sophokleischen Chor heißt:

Eros, Unüberwindlicher!

Wie überfälltst du die Menschenherzen!

Wie schlummerst du in den zarten
rosigen Mädchenwangen.

Unser Märchen packt das Geschlechtsproblem weniger gefühlvoll, sondern mit derber Komik an. Lassen wir es erzählen.

„Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein und wenn's eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig.

Zwei Jahre lang bekam er keinen Lohn. Nach drei Jahren, da es ihn trieb, weiter zu ziehen, zählte ihm der Geizhals drei Heller einzeln auf: „Das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hättest.“ Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: „Nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen.“

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: „Wo hinaus, Bruder Lustig? Ich sehe, du trägst nicht schwer lan deinen Sorgen.“ — „Was soll ich traurig sein,“ antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei

Jahren klingelt in meiner Tasche.“ — „Wieviel ist denn deines Schatzes?“ fragte ihn das Männchen. „Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt.“ — „Höre,“ sagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller, ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen.“ Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach: „In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen.“ Da gewährte ihm das Männchen drei Wünsche, für jeden Heller einen, und er wünschte sich erstens ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach er ziele, zweitens eine Fiedel, nach der alles tanzen muß, wenn er darauf streiche und drittens, daß niemand ihm eine Bitte abschlagen dürfe. Da griff das Männchen in den Busch und Fiedel und Vogelrohr lagen schon in Bereitschaft und auch die Erfüllung des dritten Wunsches sagte er ihm zu.

Luftig zog der Knecht weiter und bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben auf der Spitze eines Baumes saß. „Gottes Wunder!“ rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! Wenn's doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!“ — „Wenn's weiter nichts ist,“ sprach der Knecht, „der Vogel soll bald herunter sein,“ legte an und traf's auf's Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornenhecken. „Geh, Spitzbub,“ sagte er zum Juden, „und hol dir den Vogel heraus.“ — „Mein,“ sprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel auflesen, weil ihr ihn doch einmal getroffen habt,“ legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fiedel nahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu springen; und je mehr der Knecht strich, um so besser ging der Tanz. Aber die Dornen zerrissen ihm den schäbigen Rock, kammten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am ganzen Leib. „Mein,“ rief der Jude, „was soll mir das Geigen! Laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen.“ Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: „Du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen,“ und fing von neuem an zu geigen,

daß der Jude immer höher aufspringen mußte, und die Fesseln von seinem Rock an den Stacheln hängen blieben. „Au weih geschrien!“ rief der Jude, „gebe ich doch dem Herrn, was er verlangt, wenn er nur das Geigen laßt, einen ganzen Beutel mit Gold.“ — „Wenn du so splendabel bist,“ sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat,“ nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still, bis der Knecht weit weg war, und ihm ganz aus den Augen war; dann schrie er aus Leibeskräften: „Du miserabler Musikant, du Bierfiedler, wart, wenn ich dich allein erwische! Ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst; du Lump, steck einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist,“ und schimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er sich damit etwas zu gute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geschrien! Seht, wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat; ein Stein auf dem Erdboden möchte sich erbarmen; die Kleider zerfetzt, der Leib zerstoßen und zerkrast, mein bißchen Armut mit samt dem Beutel genommen, lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere, um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen.“ Sprach der Richter: „Was ein Soldat der dich mit seinen Säbel so zugerichtet hat?“ „Gott bewahre!“ sagte der Jude, einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Bösewicht ist leicht zu erkennen.“ Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er: „Ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat's mir aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhöre zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte.“ — „Gott bewahr!“ schrie der Jude, „der greift zu Lügen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach: „Das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude,“ und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu: „Du Bärenhäuter,

du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn.“ Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter: „Gewährt mir noch eine Bitte, ehe ich sterbe.“ — „Ja,“ sprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bittest.“ „Nicht ums Leben,“ antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guterletzt noch einmal auf meiner Geige spielen.“ Der Jude erhob ein Zetergeschrei: „Um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.“ Allein der Richter sprach: „Warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen; es ist ihm zugestanden und dabei soll es sein Bewenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abschlagen, wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: „Au weih! au weih! Bindet mich an, bindet mich fest!“ Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener; und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden festbinden wollte; beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanz fertig; beim dritten Strich sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander; sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpfen mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfangen jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem: „Ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte: „Spizbube, jetzt gesteh', wo du das Geld her hast, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.“ — „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,“ schrie er, „du aber hast's redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen“.

36 Es ist kein Wunder, daß derjenigen geistigen Macht, die sich zum Monopol-Verwalter unserer Kulturgüter aufgeschwungen hat, dieses

Märchen ein Dorn im Auge ist und daß sie mit aller Macht dahin strebt, gerade dieses Märchen auszumerzen; denn mit vielem Humor und ohne Gehässigkeit ist in diesem lustigen Schelmenstückchen das jüdische Wesen aus Seelentiefen heraus und doch so anschaulich dargestellt, daß es denen unangenehm sein muß, in deren Augen es schon ein Verbrechen ist, das Wort Jude anders als lobend in den Mund zu nehmen. Das soll uns nicht abhalten, an der Hand dieses Märchens die unserem eigenen Wesen so entgegengesetzten Charakterzüge der jüdischen Art in Augenschein zu nehmen.

Dem Juden im Märchen ist es nicht genug, sich am schönen Gesang des Vogels zu erfreuen. Er will ihn besitzen. Wie der Knecht aus Gefälligkeit ihm das Tierchen herunterschleßt, legt er sich auf die Erde und fängt an, sich in den Dornenbusch hineinzuarbeiten. Wenn es darum geht, sich Besitz zu erwerben, verdriest den Juden keine Mühe, keine Erniedrigung; keine Widerwärtigkeiten, auch kein boshafter Spott schrecken ihn ab, sein Ziel mit Zähigkeit zu verfolgen. Sein Herz hängt am Gold. Mit welcher Liebe spricht er zum Richter von den Dukaten: „ein Stück schöner als das andere.“ Aber er vergift keine Kränkung. Nachtragend und rachsüchtig, sobald er die Macht hinter sich weiß und für sich nichts zu befürchten braucht, fängt er an zu schimpfen und läßt seinem Haß die Zügel schießen und ist doch zu feige, offen für seine Meinung einzutreten, solange Gefahr damit verknüpft ist. Auf eine Hand voll Lügen kommt es ihm dabei nicht an. Selber ein Dieb, beschuldigt er andere des Diebstahls. Ist nicht jetzt allmählich dem deutschen Volk es wie Schuppen von den Augen gefallen, wer all die Lügen zusammengebraut hat, die an unserem inneren Zusammenbruch und an der Versailler Schuldfrage Schuld sind? Und wenn „deutsche“ Frauen unseren Feinden die Waffen in die Hand spielen, die Schuldfrage aufrechtzuerhalten, so tragen sie gewiß so östliche Namen wie Anita Augsburg oder Gertrud Bär, genau so wie Kurt Eisner alias Kosmanowski unseren Feinden die gefälschten Dokumente geliefert hat, um die Versailler Sklaverei gegen uns zu rechtfertigen. Aber letzten Endes bleibt der Jude doch der dumme Teufel. Kurz vor Erreichung des Zieles wird er übermütig und das bringt ihn zu Fall. Er muß gestehen, wo er das Gold gestohlen hat und erleidet die wohlverdiente Strafe. Welch ein fast prophetischer Scharfsinn in diesem Märchen, dessen Dichter sicher von

dem Schicksal nichts ahnen konnte, das durch jüdischen Lügegeist über uns gekommen ist! Es ist beschämend genug, daß immer noch Volksgenossen, aus angeblich christlicher Gesinnung heraus das „auserwählte Volk“, das doch seine Mission längst verscherzt hat, in Schutz nehmen. Wenn nun gar ein von der Internationalen Traktat-Gesellschaft 1919 herausgegebenes Buch: „In den Fußspuren des großen Arztes“ es für nötig findet, sich darüber aufzuregen, daß christliche Eltern ihren Kindern erlauben, Märchen, Sagen und erdichtete Geschichten zu lesen, die mit so viel Falschem erfüllt seien und angeblich ein Verlangen nach dem Unwirklichen nähren (S. 454), so kann man nur ausrufen: „O du heilige Einfalt! Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Welch lebendige, schmerzhaft lebendige Wirklichkeit in dem Märchen enthalten ist, glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben. Und doch ist das Märchen weit entfernt, etwa Antisemitismus treiben zu wollen. Der Jude ist ihm nur ein Gegentypus zum Helden der Geschichte, dem lustigen Fiedler.

Dieser wird schon durch die drei Gaben, die das Männlein ihm verliehen hat, als Liebesgott gekennzeichnet. Seinem Schuß fällt jede Seele (Vogel) zum Opfer, nach seiner Fiedel muß alles tanzen und niemand kann ihm einen Wunsch abschlagen. Er ist lustig und guter Dinge, zu Neckereien aufgelegt, allzeit hilfsbereit und vom Gold und Geldeswert hat er keine Ahnung. Leicht trennt er sich von dem doch sauer genug verdienten fargen Lohn, ohne nach Vergeltung zu fragen. Denn Liebe sucht nicht das ihre. Von all dem ist sein Gegenspieler das Gegenteil. Aber dem Bilde, das wir von diesem entworfen, müssen wir jetzt noch einen charakteristischen Zug hinzufügen. Wem die Liebe etwas seelenloses ist, der darf sich nicht wundern, daß sein Leib von Dornen zerschunden wird, wenn der Geigenstrich des mächtigen Fiedlers ihn zum Tanzen zwingt.

Wer in dem Dornengestrüpp der Sinnenwelt hängen bleibt, der muß als Sklave seiner Gier notwendig leiden, Freiheit kann es nur im Reiche des Geistes geben, das von Liebe beseelt ist. Dies Reich ist den Mammons-knechten, deren typischer Vertreter der Jude ist, immerdar verschlossen.

* und H 7. Die sieben Raben.

Die siebente Rune ist Hagal oder Hagalk (Heil – Kelch) auch Gilg (Lilie) genannt und sieben ist auch in der Bibel die heilige Zahl der Vollendung. Nach uraltem Glauben hat der Mensch mit seinen fünf Gliedmaßen (Haupt, zwei Arme, zwei Beine) und seinen fünf Sinnen (Gesicht, Geruch, Gehör, Geschmack, Gefühl) noch nicht das Maß der ihm zugedachten Organe erreicht, sondern soll durch Entwicklung seiner Seelenkräfte wieder den Zugang gewinnen zu der höheren geistigen Welt, zu Sonne, Mond und Sternen. Erst sie sollen ihm das rechte Leben (R. B.) geben. Schon bald nach ihrer Geburt hat die Seele diese ihre sieben Brüder verloren infolge einer Verwünschung und muß, zum Bewußtsein erwacht, sich auf einen beschwerlichen Weg machen, um sie unter mancherlei Opfern wiederzufinden. Davon berichtet uns das Märchen von den sieben Raben.

„Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich's auch wünschte. Endlich wurde ihm ein Mädchen geboren. Die Freude war groß, aber das Kind war schwächlich und klein und sollte die Nottaufe haben. Die Brüder wurden eilends zur Quelle geschickt, um Wasser zur Taufe zu holen, aber in ihrem Eifer zerbrachen sie den Krug und trauten sich nicht heim. In seiner Ungeduld über das lange Ausbleiben rief der Vater ärgerlich: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!“ Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davonfliegen.

Wie nun das Töchterchen bald zu Kräften kam und mit jedem Tag schöner ward, erfuhr es durch das Gerede der Leute von dem Verschwinden seiner Brüder. Es machte sich trotz der Tröstungen seiner Eltern täglich ein Gewissen daraus, daß es an dem Verschwinden seiner Brüder schuld sei und hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich, als ein Kinglein von seinen Eltern zum Andenken, ein Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immerzu, weit, weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief zu dem Mond, aber er war zu kalt und auch grauſig und böſ, und als er das Kind merkte, ſprach er: „Ich rieche, rieche Menſchenfleisch.“ Da machte es ſich geſchwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut und jeder ſaß auf ſeinem beſonderen Stühlchen. Der Morgenſtern aber ſtand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und ſprach: „Wenn du das Beinchen nicht haſt, kannſt du den Glasberg nicht aufſchließen, und in dem Glasberg, da ſind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, ſolange, biſ es an den Glasberg kam. Das Tor war verſchloſſen, und es wollte das Beinchen hervorholen; aber wie es das Tüchlein aufmachte, war es leer, und es hatte das Geſchenk der guten Sterne verloren. Da nahm es ein Meſſer, ſchnitt ſich ein kleines Fingerchen ab, ſteckte es in das Tor und ſchloß glücklich auf. Ein Zwerglein, das ihm entgegenkam, hieß es, die Heimkehr der Herren Raben abzuwarten und trug deren Speiſe herein auf ſieben Zellerchen und in ſieben Becherchen und von jedem Zellerchen aß das Schweſterchen ein Bröckchen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherlein aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte. An dem Ringlein erkannte der ſiebente der heimgekehrten Raben, daß es ein Ring von Vater und Mutter war und ſprach: „Gott gebe, unſer Schweſterlein wäre da, ſo wären wir erlöſt.“ Wie das Mädchen, das hinter der Tür ſtand und lauſchte, den Wuſch hörte, ſo trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menſchliche Geſtalt wieder. Und ſie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.“

Vergleicht man dieſe Erzählung mit anderen Märchen, ſo muß einem auffallen, daß ſich in ihm Redewendungen und Bilder finden, die an ſolche in anderen Märchen anklingen und vielleicht aus dieſen übernommen ſind. So erinnert die Menſchenfreſſergebärde des Mondes an die „Rittelfarre“, das Auftragen der Speiſe für die ſieben Raben an das Schneewittchenmärchen. Auch daß das Mädchen außer dem Ring Brot, Krug und Stuhl mitnimmt auf ſeine Wanderschaft erſcheint ohne tieferen Zuſammenhang mit dem weiteren Verlauf der Handlung. Und ſo dürfen wir denn in

diesem Märchen manchen Zug als schmückende Ausmalung ansehen ohne Kennwortbedeutung. Darin liegt die Schwierigkeit der Deutung, stets aus dem Zusammenhang des ganzen zu unterscheiden, was bedeutsam und was nebensächlich ist. Kein mechanisch ist die Frage nie zu lösen.

Mir scheint es nun freilich, daß die feindliche Rolle, die Sonne und Mond spielen, auf verborgene Zusammenhänge hinweist. Diese aber auseinanderzusetzen würde so eingehende Erläuterungen erfordern, daß es zu weit führen müßte. Kurze Andeutungen könnten nur verwirren. Deshalb beschränke ich mich hier, darauf hinzuweisen, daß der Ring als Vollkommenheits- (omne trinum perfectum rotundum) und Ewigkeitszeichen gut mit der Bedeutung der Siebenzahl, von der ich ausging, übereinstimmt.

Das Hinkelbeinchen, das Geschenk des Morgensterns, das das Mädchen verloren hat, bedeutet das heilige, göttliche Ich (H-INK). Es war dazu bestimmt, den Glasberg zu öffnen. Das Urbild des Glasbergs, der uns aus manchem Märchen entgegenleuchtet, sehe ich in dem lichten Berg, der Lichtburg, auf der Menglöd, die Frohgeschmückte in dem Eddaliede Fiölswinns-mal ihren Geliebten empfängt. Der Zugang zu diesem Berg des Heils, der Lichtburg, die „lange schwankt auf Speeres Spitze“ kann nur durch schmerzhaftes Opfer, das Abschneiden eines Fingergliedes, erkauft werden.

Was damit eigentlich gemeint ist, das könnte uns jenes Rätsel-Lied der Edda mit seinem gamban-tein (dem Schenkel-Zweig) wohl offenbaren, mit dem der Hahn vid-ofnir erlegt werden soll und das die Fee Sin-mara, die Zauberin der Sinnen-Trugwelt — Maja nennt sie der Jnder — unter neun Riegeln verschlossen hält.

Hier ist es genug, zu wissen, daß es dem Menschen bestimmt ist, zur höchsten Vollkommenheit nur durch ausdauernde Treue und opferbereite Liebe zu gelangen. Dann werden die Raben schwinden, die den Kyffhäuserberg umfliegen und Barbarossa-Heimtall-Tannhäuser wird aus diesem Berge siegreich hervorgehen. Davon soll uns das achte Märchen ein wenig verraten.





Machandelbaum

† 8. Das Märchen vom Nachandelbaum

offenbart am besten den Inhalt der Heimtaller-Zannhäusersage und gehört daher an die achte Stelle. Und alle, die dieses Märchen lesen und seine Deutung hören, bitte ich, dies alles in die heimliche Acht ihres Herzens zu nehmen und wohl auf die tiefen Geheimnisse zu achten, die ich in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Buche nur leise anzudeuten wage. Denn wahrlich, ein weltentiefes Geheimnis liegt in dieser Zahl, in der Heimtaller-Sage und in dem Märchen vom Nachandelbaum verborgen. Sie alle drei umschließen die Schicksalstragödie des Menschengeschlechts. Schon der Name Nachandelbaum deutet es an. Denn der Mandelbaum ist der 15 sproßige Runenbaum — Mandel ist ja noch heute der deutsche Name der Fünfzehn —, der Menschheitsbaum, die Weltenesche, die nach eddischem Glauben vom Weltenbrande (mut-spili) soll verzehrt werden. Der Fluch der bösen Tat der unnatürlichen Mutter und die Furcht vor den Flammen des Weltenbrandes lodern aus dem Märchenschluß dem Hörer entgegen.

Aber wie die Acht die Zahl der Achtung ist, — die Edda bezeichnet sie gradeswegs mit atmaelis skor Schuldschuh, — so ist die achte Rune mit ihren drei Namen naut, not, norn, Flut, Not, Schicksal ein Zeichen der Folge einer Schuld. Und der im achten Himmelshause der Himinbjörk wohnende Gott Heimtaller, — Zannhäuser ist nichts weiter, als seine Umkehrung, denn Haus ist gleich Heim und tallr ist der nordische Name der Tanne — der Metrinker oder Metwolf ist jener herrliche Sohn, an dem bei Sack-Mimir Odin zum Mörder geworden ist. Jene, bisher in ihrer unergründlichen Tiefe so wenig verstandenen Verse Grimnismal 50 muß ich im Wortlaut bringen, weil in ihnen der Schlüssel zum Nachandelbaum-Märchen verborgen liegt:

Svidr ok Svidrir

ek hét at Soeck mimis

ok dudda ek pann inn aldna Jötun;

Pá er ek Mjödvitnis vark

ins moera bura

ordinn einbani

Seider und Seiderer

hieß ich bei Sackmimers

und tat so weh dem alten Jeten,

damals, als ich des Metwolfs,

des herrlichen Sohnes,

Mörder geworden.

Mit Mimes Haupte, dem redenden Haupte, das in allen Geheimlehren eine große Rolle spielt, murmelt nach der Kunde der Wala Wotan vor

dem Weltuntergange, und da Heimtaller der Methtrinker ist, ist er der Ent-
hauptete. Sein Zeichen ist die achte, die Not-Rune, das Bild des ge-
köpften Baumstammes, der sich in der Tannhäuser-*sage* in den dürrer Stecken
verwandelt hat, der neu ergrünen soll, wenn Tannhäuser aus dem Venus-
berge hervorgegangen ist und seine Schuld gesühnt hat. Die deutsche
Heroldskunst hat in manchen Wappen durch das Heroldsbild des wieder
ausschlagenden Baumstumpfes das Fortleben dieser Vorstellungen veran-
schaulicht. Und uns Deutsche geht es besonders nahe an, daß auch die
Kyffhäuser-*sage* das gleiche Geheimnis birgt. Denn Kopf ist Haupt und
Haupt hieß nach der Edda Heimtallers Schwert. Soll ich noch einen
Schritt weiter gehen und auf jenes Loch im Himmel, als himmlisches Ab-
bild der Kyffhäuserhöhle hinweisen, auf das die Lanze des Sternbildes
Kepheus zeigt? Wer an astrologische Zusammenhänge glaubt, mag sich
hiernach den nicht zu fernem Zeitpunkt errechnen, an dem Tannhäuser aus
dem Venusberg hervorgehen, sein Stecken neu ergrünen und Heimtaller
sein Schwert, dessen Name Haupt ist, wiederfinden soll.

„Das ist nun schon lange her,“ so hebt das Märchen an, wohl zwei-
tausend Jahr, da war da ein reicher Mann, der hatte eine schöne fromme
Frau, und sie hatten sich beide sehr lieb, hatten aber keine Kinder, sie
wünschten sich aber sehr welche, und die Frau betete so viel darum Tag und
Nacht, doch sie bekamen keine. Vor ihrem Hause war ein Hof, in dem stand ein
Machandelbaum, unter dem stand die Frau einst im Winter und schälte
sich einen Apfel, und als sie sich den Apfel so schälte, so schnitt sie sich in
den Finger und das Blut fiel in den Schnee. „Ach,“ sagte die Frau und
seufzte so recht hoch auf, und sah das Blut vor sich an, und wurde so recht
wehmütig, „hätt’ ich doch ein Kind, so rot wie Blut und so weiß wie
Schnee.“ Und als sie das sagte, ward ihr so recht fröhlich zu Mute: ihr
wurde recht, als sollte das etwas werden. Da ging sie zu dem Hause, und
es ging ein Monat hin, der Schnee verging: und zwei Monate, da ward
es grün: und drei Monate, da kamen die Blumen aus der Erde: und
vier Monate, da drängen sie sich als Bäume in das Holz, und die grünen
Zweige waren alle ineinander gewachsen: Da sangen die Vögelchen, daß
das ganze Holz schallte, und die Blüten fielen von den Bäumen; da war
der fünfte Monat weg, und sie stand unter dem Machandelbaum, der

noch so schön, da sprang ihr das Herz vor Freuden und sie fiel auf ihre Knie und konnt' sich nicht lassen: und als der sechste Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und stark, da wurde sie ganz still: und der siebente Monat, da griff sie nach den Machandelbeeren und aß so neidisch, da wurde sie traurig und krank: da ging der achte Monat hin und sie rief ihren Mann und weinte und sagte: „Wenn ich sterbe, begrab mich unter dem Machandelbaum.“ Da wurde sie ganz getrost und freute sich, bis der neunte Monat vorbei war, da bekam sie ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, und als sie das sah, da freute sie sich so, daß sie starb.“

Diesen ersten Abschnitt des Märchens bringe ich in hochdeutscher Übersetzung wörtlich, weil er grundlegend ist. Da ist zunächst die wichtige Zeitbestimmung an 2000 Jahren, die sonst in den Märchen nicht vorkommt und streng geschichtlich zu nehmen ist. Die vorchristliche Zeit der germanischen Religion wird damit gekennzeichnet. Zur Zeit der Aufzeichnung der Eddalieder war der tiefere Sinn der Heimtaller-Sage schon verblaßt. Nur Bruchstücke sind uns erhalten geblieben. Aber dies wenige erlaubt uns doch den Rückschluß, daß diese Göttergestalt den gottesebenbildlichen Menschen bedeutet in seiner ursprünglichen vollkommenen Gestalt, etwa wie der Adam Kadmon der Kabbalah, von dem die Freimaurer ihren Ritter Kadosch abgeleitet haben. Dieser Gott, der König (Airikr) und Vater der Menschen — die die Wala Heimtalls Geschlecht nennt — ward am Rande der Erde von neun Riesenmädchen geboren und aus drei Stoffen gebildet, aus Kraft der Erde, kalter Meereswoge und dem Opferblut des Sühne-Ebers (Sonne), also aus Erde, Wasser und Sonnenstrahlen (Wärme) oder kosmisch bezogen, aus Erde, Mond und Sonne. Die neun Mütter, die esoterisch eine noch sehr viel tiefere Bedeutung haben, die sich aus ihren uns überlieferten Namen ableiten läßt, finden wir in dem Märchen in der so anschaulichen Schilderung der neun Monate wieder, die bis zur Geburt des Knaben vergehen. Wer mit dem Runensystem völlig vertraut ist, findet manche Beziehungen zwischen dieser Naturschilderung und der religiösen Bedeutung der Runen. Freilich ist diese Gleichung in dem Märchen nicht mehr scharf herausgearbeitet. Das Essen der die Frau krank machenden Beeren gehörte dogmatisch, wenn auch nicht

kalendarisch, schon in das sechste Zeichen. Denn es steht, wie das Essen des Apfels durch Adam und Eva mit der Enthauptung (Vertreibung aus dem Paradiese) in Zusammenhang. Von den drei Stoffen, aus denen Heimtaller gebildet ward, sind im Märchen nur zwei übrig geblieben: Blut und Schnee. Freilich liegt die Annahme nah, daß Schnee die kalte Meereswoge (Wasser) und Erde in einem Bilde zusammenfaßt.

Das Märchen berichtet dann weiter, wie die Frau unter dem Machandelbaum begraben ward und der Mann nach einer Weile wieder heiratete. Die zweite Frau, die eine Tochter bekam, ward dem Stieffsohn bald gram und behandelte ihn schlecht. Als nun ihre Tochter von ihr einen Apfel erhalten hatte und für den Bruder auch einen erbat, ärgerte sie dies, sie nahm ihr den Apfel wieder weg und sagte: „Du sollst nicht eher einen haben als dein Bruder“ und tat den Apfel in die Kiste zurück, die einen großen schweren Deckel und ein großes scharfes eisernes Schloß hatte. Wie nun der kleine Junge aus der Schule kam, bot sie ihm selbst einen Apfel an und hieß ihn sich selber einen solchen aus der Kiste holen. Und als sich der kleine Junge hineinbückte, da ritt sie der Böse, bratsch! schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf abflog und unter die roten Äpfel fiel. Da überlief sie es in der Angst und sie dachte: „Könnt ich das von mir bringen!“ Da setzte sie den Leib des Knaben auf einen Stuhl vor die Tür, band den Kopf mit einem weißen Tuch fest und gab dem toten Knaben einen Apfel in die Hand. Die Schwester, das Marleentken, sah den Bruder so sitzen und bat ihn, ihr den Apfel zu geben. Als er nicht antwortete, ward ihr graulich zumute und sie lief in die Küche, es der Mutter zu erzählen. Die riet ihr, sie solle noch einmal hingehen, und wenn er nicht antworten wolle, ihm eins an die Ohren geben. Wie sie das tat, rollte der Kopf herunter. Sie weinte und glaubte, sie hätte dem Bruder den Kopf abgeschlagen. Die Mutter suchte sie zu beruhigen, hackte den kleinen Jungen in Stücke und kochte ihn in Sauer ein. Dabei fielen Marleentkens Tränen in den Topf und sie brauchten gar kein Salz.

Wie der Vater heim kam, erzählte ihm die Stiefmutter auf seine Fragen, der Junge sei zu Verwandten über Land gegangen und würde wohl sechs Wochen bleiben. Wie er nun das inzwischen aufgetragene Schwarzsauer an zu essen fing, schmeckte ihm das so gut, daß er sagte: „Gebt mir mehr,

ihr sollt nichts davon abhaben, das ist, als wenn das alles mein wär.“ Und er aß und aß und die Knochen schmiß er alle unter den Tisch, bis er alles auf hatte. Das Schwesterchen holte ein seidenes Tuch, hob all die Knöchlein auf und legte sie im Tuch unter den Machandelbaum in das grüne Gras. Da ward ihr mit einem Male so recht leicht und sie weinte nicht mehr und der Machandelbaum bewegte die Zweige, als ob er sich auch freue. Indem ging da ein Nebel von dem Baume und recht in dem Nebel brannte das wie Feuer und aus dem Feuer flog ein schöner Vogel heraus, der sang so herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Machandelbaum, wie er vorher gewesen war, und das Tuch mit den Knochen war weg. Marleenken aber ward so recht leicht und vergnügt, recht als wenn der Bruder noch lebte. Da ging sie wieder ganz lustig in das Haus zu Tisch und aß.

Wenn in diesem Abschnitt die Enthauptung mit dem Apfel in Verbindung gebracht wird, so muß wohl in dem verlorenen Teil der Heimtellersage auch eine ähnliche Beziehung vorgelegen haben. In der Edda verleihen die Äpfel der Iduna den Göttern ewige Jugend und als diese von dem Sturmriesen Thiaffi, dem Vater der im sechsten Götterhause (6 = sexeus = Kun = Geschlecht) wohnenden Skadi (Sk = 6) geraubt wird, fangen die Götter an zu altern. Auch hier führt eine geheime Verbindungslinie von den Äpfeln zu dem Geschlecht und es ist daher nicht zu vermuten, daß dieser Märchenzug schon christlichen Ursprungs ist. Freilich handelt es sich um keinen Sündenfall im biblischen Sinne. Schuld ist nicht der Knabe, sondern die Stiefmutter. Aber das Sauerkochen ist ein feiner Zug. Denn seit die Menschheit der übersinnlichen Fähigkeiten beraubt ward, und tief in die Materie mit ihrer Finsternis hineinsteigen mußte, ward das Erdenleben schwer und mühselig. Trotz seines heiteren und leichten Temperaments mußte doch selbst Goethe bekennen:

„Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: „Stirb und Werde“,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.“

Auch, daß der Vater alles Schwarzsauer allein aufessen will, ist ein tief mystischer Zug.

Nach einer uralten, noch bei Menschenfressern anzutreffenden Vorstellung, verleibt sich der, der einen anderen aufißt, seine geistigen Kräfte ein. Wenn also der Vater, wenn auch unwissend, den Leib seines Sohnes verzehrt, so nimmt er dadurch auch sein geistiges Wesen in sich auf. Darunter kann in diesem Zusammenhang nur verstanden werden, daß diejenigen Kräfte, die dem Menschen durch Heimtallers mystische Enthauptung entzogen worden sind, noch im Schoße der Gottheit verborgen ruhen.

Das Verhältnis des Knaben zum Nachandelbaum bedarf noch einiger erklärender Bemerkungen. Dieser Baum, der Mandelbaum, Mimirsbaum (mimameidr) ist die Weltenesche Yggdrasil in der doppelten Bedeutung als Weltenesche und als Menschheitsbaum. Als Weltenesche oder Kosmos steht sie, wie schon der erste Teil der Erzählung zeigt, in engen seelischen Beziehungen zu der echten Mutter des Knaben. Diese — im Mythos die neun Heimtall-Mütter, im Märchen die neun Monate — personifizierten die kosmischen Kräfte, durch deren geistiges Wirken die Menschheit entstanden ist. Als Menschheitsbaum ist sie geradezu gleichbedeutend mit Heimtaller, dem kosmischen Menschen, der deswegen als geköpfter Baumstamm, als Irminsul bezeichnet werden kann, die bekanntlich zu Karls des Großen Zeit das oberste Heiligtum der Sachsen war.

Die Stiefmutter ist ein Bild der materiellen Erdenwelt. Denn durch Abstieg in die Materie hat der Mensch seine Geistnatur eingebüßt, hat Heimtaller sein Haupt verloren. Dadurch wird auch die Natur der Stiefschwester, die dem Bruder so innig zugetan ist, des Marleendchen klar. Der Name Lene wird uns im Märchen vom Fundevogel wieder begegnen. Dort erkläre ich ihn als die Lichtnatur der Menschenseele, zugleich das Runenwissen (Fundr = I 5) mit umfassend. Bleibt nur noch die erste Silbe des Namens Mar zu erklären. Sie ist, wie wir beim sechzehnten Märchen sehen werden, das gemeinsame Zeichen der fünfzehnten und sechzehnten Rune. Sie umfaßt Leben und Tod, Meer und Mutterschaft und schließt den ganzen Inhalt des Runensystems (madr als I und als $15/16$), das gesamte Dasein als das große Wunder (miraculum) und Mysterium in sich ein. Maria-Lene oder Marlene ist daher die Menschenseele, die zugleich die Seele des ganzen Kosmos in sich begreift.

Verfolgen wir den Gang der Märchenerzählung weiter: „Der Vogel flog weg und setzte sich auf eines Goldschmieds Haus und fing an zu singen:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, der Marlenichen,
Sucht alle meine Venichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum,
Khwitt, khwitt, wat vör'n schön Vogel bün ik!“

Der Goldschmied wollte das Lied nochmals hören und mußte dem Vogel dafür eine goldene Kette geben.

Dann flog der Vogel zu einem Schuster und bekam von ihm für die Wiederholung des gleichen Liedes ein paar rote Schuhe. Endlich kam der Vogel zu einer Mühle, die ging: „Klippe Klappe, Klippe Klappe, Klippe Klappe“.

In der Mühle dort saßen zwanzig Mühlenburschen, die hauten einen Stein und hackten: „Hick hack, hick hack, hick hack“. Da tat der Vogel sich auf einen Lindenbaum setzen, der vor der Mühle stand und sang das gleiche Lied. Da hörte einer auf, dann zwei, dann vier, dann hackten nur noch acht, dann fünf, dann einer. Als er auch aufhörte und das Lied wiederholt wünschte, forderte und erhielt der Vogel zum Lohn einen Mühlstein, den die zwanzig Mühlenburschen mit Bäumen hochwuchteten, und mit dem der Vogel, seinen Kopf durch das Loch steckend, als wenn es ein Kragen wäre, leicht davonflog. Dabei hatte er in der rechten Klaue die Kette und in der linken den Schuh und so flog er weit weg nach seines Vaters Haus.“

Um diesen dritten Teil des Märchens zu ergründen, muß man sich an die Kennworte: goldene Kette, roter Schuh, Mühlstein halten.

Das Gold ist allemal ein Zeichen des goldenen Zeitalters. Die goldene Kette ist gleichbedeutend mit dem Wunderringe Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht andere tropften und mit jenem Trostwort, das Odin dem toten Baldur ins Ohr sagte. Es ist der Ring der Ringe, der Goldring der Ewigkeit. Diesen Goldring hat Heimitaller durch seine Ent-
hauptung verloren. Ihn gilt es wieder zu finden.

Der rote Schuh, der auch im Aschenputtelmärchen eine Rolle spielt, ist nur ein anderer Name für die Zahl acht, die eddisch atmaelis skor oder Schuldschuh heißt, und wie die achte Rune Not Schuldverstrickung bedeutet (nodus heißt lateinisch der Knoten und Schuld ist der Name der dritten Norne). Diese Schuldverstrickung zu lösen, sich in sittlicher Freiheit zur Reinheit hindurchzuringen, das ist die der Menschheit gestellte Aufgabe.

Der Mühlstein ist der Mahlstein oder Gerichtsstein. Mahlen bedeutet etwas Festes (M) zu lösen (L) [umgekehrt Leimen, etwas Loses fest machen]. Nachdem wir uns ganz in die Materie verstrickt hatten, auf dem tiefsten Punkt des Materialismus angelangt waren, ist es jetzt unsere Aufgabe, den umgekehrten Weg zu gehen, die Welt, die Materie zu vergeistigen. Während der Zeit der Materialisation war es Aufgabe der Überlieferung, die in Liedern (melos) und manchen anderen Malzeichen lebte, die Erinnerung aufrecht zu erhalten. Die Zahl der Müllerburschen, und dann derer, die noch nicht zuhören, sind hierfür hochbedeutsam. „Erst hört einer auf zu hacken,“ das heißt: zuerst ging der Glaube an die göttliche Einheit des Weltganzen verloren. Der Mensch ward losgelöst von dem einen göttlichen Urgrund.

„Dann hörten zwei auf,“ der Zusammenhang mit der Urmutter Natur (UR die zweite Rune) ging verloren. „Dann hörten vier auf.“ Mit dieser Abtrennung versiegte die Quelle der geistigen Kraft (Od, die Geistrune ist die vierte). „Nun hackten nur noch acht.“ Eine Weile hielt die Stimme des Gewissens, Heimtellers, des Ahters Horn, die Moral, die Menschheit zusammen. „Nun man noch fünf.“ Ist ein Volk nicht mehr innerlich gebunden, so kann nur noch die äußere Rechtsordnung (Feme und die fünfte oder Rechit-Rune bedeuten Recht) den völligen Zerfall aufhalten.

„Nun man noch einer,“ das bedeutet Herrschaft des nackten Eigen-
nuzes, völlige Anarchie. Die Menschheit ist reif zum Gericht. Von diesem Gericht handelt der Schluß des Märchens:

50 „In der Stube saßen Vater, Mutter und Marleenten bei Tisch. Dem Vater ward leicht und gut zumute, als sollte er einen alten Bekannten wiedersehen. Der Mutter ward recht angst, als wenn ein schweres Ge-

witter kommt, die Zähne klapperten ihr und sie fühlte es wie Feuer in den Adern und riß ihr Leibchen auf, um Luft zu bekommen. Marleenken aber weinte ihr Tuch naß.

Da setzte sich der Vogel auf den Nachandelbaum und sang:

„Mein Mutter, der mich schlacht,“

Da hielt sich die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zu und wollte es nicht sehen und hören, aber das brauste ihr in den Ohren, als der allerstärkste Sturm und die Augen brannten ihr und zuckten wie Blitze, und ihr war, als bebte das ganze Haus und stände in Flammen. Wie nun der Vogel weiter sang, ging der Vater hinaus, den Vogel dicht bei zu sehen; da warf er dieser die goldene Kette um den Hals. Wie nun der Vater wieder in die Stube trat, fiel die Mutter lang hin und wünschte sich tausend Fuder unter der Erde zu liegen, Marleenken aber lief hinaus und bekam von dem Vogel die roten Schuhe geschenkt und tanzte und sprang herein. Da stand die Frau auf, die Haare standen ihr zu Berge wie Feuerflammen und sie rief: „Mir ist, als sollte die Welt untergehen!“ und stürmte hinaus. Da schmiß der Vogel den Mühlstein auf sie und zerquetschte sie. Der Vater und Marleenken hörten das und gingen hinaus. Da ging ein Dampf und Flammen und Feuer auf von der Stätte, und als das vorbei war, da stand der kleine Bruder da und nahm die beiden an die Hand und waren alle drei so recht vergnügt und gingen in das Haus zu Tisch und aßen.“

Die Weltuntergangsstimmung des Märchenschlusses ist so deutlich gezeichnet, daß kein Zweifel ist, daß damit derjenige Inhalt der fünfzehnten Rune wiedergegeben werden sollte, der in dem eddischen Zahlennamen der Fünfzehn fundr ausgedrückt wird. Denn dies heißt Treffen, Schlacht, mutspilli, Muspilli und bezeichnet die Weltuntergangsschlacht.

Daß die goldene Kette dem Vater (Odin, dem göttlichen Geist) gebührt, ist nach dem obengesagten klar. Die roten Schuhe erinnern an jenen Schuh, mit dem Widar, Wotan rächend, dem Wolf die Kiefern spaltet. Durch diesen Schuh wird die Menschenseele vom Fluche gelöst und braucht nicht mehr zu weinen.

Aber die böse Stiefmutter, die Erdenwelt, wird am Tage des Gerichts (Ragnarök) vernichtet.

Nur dann werden wir in den Sinn dieses tiefen Märchens eindringen, wenn wir das alles nicht als eine halbverklungene Sage auffassen, sondern als etwas, was uns höchst reale Tatsachen einer geistigen Welt enthüllt, die heute noch ebenso wahr sind, wie vor zweitausend Jahren und solange wahr bleiben werden, bis der Starke von oben erscheint, der allen Streit beendet.



1 9. Fitchers Vogel

Neun ist bei Römern und Germanen die Sühneopferzahl und die neunte oder Eis-Rune bedeutet den Tod, alles was starr ist und starr macht. Das Runensystem ist von einer erstaunlichen Folgerichtigkeit. Auf die achte oder Schuld-Rune muß notwendigerweise Tod und Sühne folgen. In diese Zahl versetze ich das teils grausige und teils groteske Märchen von Fitchers Vogel, denn es beschäftigt sich mit dem Problem des Todes und zeigt uns, wie man die Todesfurcht überwinden kann.

„Es war einmal ein Hexenmeister, so erzählt das Märchen, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettelte und fing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nie wieder zum Vorschein.

Eines Tages erschien er vor der Tür eines Mannes, der drei schöne Töchter hatte, sah aus wie ein armer schwacher Bettler und trug eine Klotze auf dem Rücken, als wollte er milde Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die älteste herauskam und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an und sie mußte in seine Klotze springen.

Darauf eilte er in einen finsternen Wald zu seinem Haus, das mitten darin stand. In dem Hause war alles prächtig und er gab ihr, was sie nur wünschte. Nach ein paar Tagen übergab er ihr die Haus-schlüssel, aber den Zutritt zu einer Kammer, zu der ein kleiner Schlüssel paßte, verbot er ihr bei Lebensstrafe. Auch gab er ihr ein Ei und sprach: „Das Ei verwahre mir sorgfältig und trage es lieber beständig bei dir, denn ginge es verloren, so würde ein großes Unglück daraus entstehen.“

Als er fort war, besah sie alles von oben bis unten; die Stuben glänzten von Gold und Silber und sie meinte, sie hätte nie so große Pracht gesehen. An der verbotenen Tür konnte sie ihrer Neugierde nicht widerstehen und wie sie nur ein wenig den Schlüssel drehte, da sprang die Tür auf. Aber, was erblickte sie, als sie hineintrat? Ein großes blutiges Becken stand in der Mitte, und darin lagen tote zer-hauene Menschen; daneben stand ein Holzbloß, und ein blinkendes Beil

lag darauf. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in der Hand hielt, hineinplumpfte. Sie holte es wieder heraus und wischte das Blut ab, aber vergeblich, es kam im Augenblick wieder zum Vorschein, sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunterkriegen. Heimgekehrt, forderte der Mann von ihr Ei und Schlüssel. Sie reichte es ihm hin, aber sie zitterte dabei, und er sah gleich an den roten Flecken, daß sie in der Blutkammer gewesen war, in die er sie nun an den Haaren schleihte, um sie dort zu zerstückeln. Ebenso erging es der zweiten Schwester, die der Herrenmeister danach holte. Die dritte aber war klüger, sie verwahrte das Ei erst sorgfältig, bevor sie das Haus besah, und als sie in der Blutkammer die zerstückelten Glieder ihrer beiden Schwestern gewahrte, suchte sie sie zusammen, und als keins mehr fehlte, fingen sie an sich zu regen und die beiden Mädchen waren wieder lebendig.

Der Mann forderte bei seiner Ankunft gleich Schlüssel und Ei, und als er keine Spur von Blut daran entdecken konnte, sprach er: „Du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut sein.“ Er hatte jetzt keine Macht mehr über sie und mußte tun, was sie verlangte. „Wohlan,“ antwortete sie „du sollst vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter bringen und es selbst auf deinem Rücken hintragen; derweil will ich die Hochzeit bestellen.“ Nun setzte sie ihre beiden Schwestern in den Korb, bedeckte sie ganz mit Gold und hieß dem Herrenmeister, ihn fortzutragen. „Aber, daß du mir unterwegs nicht stehen bleibst und ruhst! — Ich schaue durch mein Fensterlein und habe acht.“ Und als er auf dem Wege sich ausruhen wollte, rief gleich eine aus dem Korbe: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst — willst du gleich weiter!“ Da meinte er, die Braut rief ihm das zu und machte sich wieder auf.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfest an und ließ die Freunde des Herrenmeisters dazu einladen. Dann nahm sie einen Totenkopf mit grinsenden Zähnen, setzte ihm einen Schmuck auf und einen Blumenkranz, trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da hinausschauen. Als alles bereit war, steckte sie sich in ein Faß Honig, schnitt

54 das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah wie ein wunder-

licher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte. Da ging sie zum Haus hinaus und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäste, die fragten:

„Du Fitchers Vogel, wo kommst du her?“ —

„Ich komme von Fize Fitchers Hause her“ —

„Was macht denn da die junge Braut?“

„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus
Und guckt zum Bodenloch heraus.“

Die gleiche Antwort gab sie dem langsam zurückwandernden Bräutigam. Da schaute der hinauf und sah den gepukten Totenkopf; da meinte er, es wäre seine Braut, und nickte ihr zu und grüßte sie freundlich. Wie er aber samt seinen Gästen ins Haus gegangen war, da langten die Brüder und Verwandten der Braut an, die zu ihrer Rettung gesendet waren. Sie schlossen alle Türen des Hauses zu, daß niemand entfliehen konnte, und steckten es an, also daß der Hexenmeister mit samt seinem Gesindel verbrennen mußte.“

Man beachte zunächst, daß es weniger auf den Schlüssel, als darauf ankommt, daß das Ei nicht blutig wird. Denn das Ei ist, ebenso wie die neunte, die Js-Rune, ein Bild des Jhs. Wer weiß, daß sein Ich vom Tode nicht berührt wird, der überwindet die Todesfurcht.

Jeder, der in den Korb (Ker — b = Gefäß des Lebens) hineinspringt, d. h. geboren wird, ist dem Tode verfallen. Altdeutsch chrob, lateinisch corpus, ist die Leiblichkeit. Was sterblich an ihm ist, ist die aus dem Blute geborene Leiblichkeit. Der schnurrig klingende Name Fitcher ist mit Bedacht gewählt. Es ist ein Deckname für Blut. Es ist das, was im Innern, (I) im Verborgenen (T) wirkt (F), die Lebensform oder die Leiblichkeit (cher = Ker = Gefäß).

Was aus dem Blut stammt, ist dem Tode verfallen. Aber wer sein Ei, das den Keim zu neuer Geburt enthält, sein Ich, nicht in die Blutkammer mitnimmt, für den hat der Tod seinen Schrecken verloren, auch wenn er, neugierig, wie alle drei Schwestern, die Stunde seines Todes erfährt. Nur die beiden älteren Schwestern, die das Bewußtsein ihrer Unsterblichkeit nicht in sich tragen, brechen unter diesem Erlebnis zusammen. Aber

auch sie werden durch die besonnene Hilfe der jüngsten Schwester, über die der Tod mit seinem blutigen Graus die Macht verloren hat, wieder lebendig. Unter Gold versteckt, dem Sinnbild der Ewigkeit, muß sie der Herrenmeister in seinem Geburts-Korb ins Elternhaus tragen. Sie werden wieder geboren. Der Herrenmeister darf unterwegs nicht rasten. Der Strom des Blutes, den Fortbestand des Lebens verbürgend, fließt unaufhörlich.

Nun folgt der zweite groteske Teil der Geschichte. Ein gewisser Übermut wendet sich gegen den menschlichen Totenkult und treibt mit ihm seinen Spott. Man weiß aus den ägyptischen Ausgrabungen, mit welcher feierlichem Ernst die Menschen einst ihre Toten behandelten. Aus der Art, wie die Menschen mit den Leichen ihrer Führer verfahren, wie sie sie bestatteten, ihre Grabstätten zubereiteten, ob sie sie einbalsamierten, verwesen ließen, verbrannten, den Vögeln zum Fraß ließen, kann man wichtige Schlüsse auf ihre Seelenverfassung, ihre Jenseitsvorstellungen ziehen. Deutlich spricht aus unserem Märchen der Spott über das Ausschmücken der Totengebeine und die Vorliebe für die Feuerbestattung. Wer zur Erkenntnis der Unsterblichkeit seines Ichs und die Bedeutungslosigkeit der Leibesüberreste gelangt ist, mag sich schon darüber lustig machen und sich zu dem Satz bekennen: „Laß die Toten ihre Toten begraben.“ Aber was mögen der Honig und die Federn und der Ausdruck Vogel besagen?

Wenn wir zu Weihnachten Honigkuchen backen, so hat dies natürlich eine tiefere Bedeutung. Durch fleißige Bienen aus Blütenstaub gesammelt, ist der Honig, dem Heilkraft für Hals- und Darmleiden inne wohnt, mit seiner goldgelben Farbe ein Abbild der Sonnenkraft. Der Name bestätigt es. Denn die Hohe ist die Sonne und nig ist neu. Honig ist ein Abbild der Neugeburt der Sonne, die sich zur Weihnachtszeit (Zulfezeit) vollzieht. Aus der Kraft der Sonne, geistig verstanden, wird die Seele wiedergeboren. Die Feder (Fe—dr = Schaffenskraft), ist nach der Grundbedeutung der ersten und dritten Rune genau so ein Bild der Geisteskraft, wie sie diesen Begriff in den ägyptischen Hieroglyphen darstellt. Der Vogel endlich ist, wie wir schon im Märchen vom

hat im Osterspaziergang des Faust dieser Empfindung wundervollen Ausdruck verliehen:

„Doch ist es jedem eingeboren,
daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
wenn über ihm im blauen Raum verloren,
ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
wenn über schroffen Fichtenhöhen
der Adler ausgebreitet schwebt
und über Flächen über Seen
der Kranich nach der Heimat strebt.“

Fitchers Vogel ist die von der Leiblichkeit befreite, in Sonnen- und Geisteskraft der geistigen Heimat zustrebende Seele.



Λ 10. Das Märchen vom Aschenputtel

Dem Zeichen des Todes Is folgt im Runen-Futhark das Zeichen des Gerichts AR, wie der Totenmutter Freya im neunten Götterhause der Totenrichter Forsete im zehnten Götterhause Glitnir. Das Wort ASK bedeutet als Esche einen Anfang und als Asche ein Ende. So vollzieht sich an Aschenputtel und ihren Schwestern ein Gericht. Die eine wird aus der Niedrigkeit zu königlicher Würde erhöht, die anderen, die Blut im Schuß (Schuh) haben, werden durch das weiße Taubenpaar, die ihnen die Augen auspicken, für ihre Bosheit und Falschheit auf ihr Lebtag gestraft. In zwei Versen liegt der ganze Sinn dieses Märchens beschlossen:

„Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen.“

Die Guten, die der Königssohn zur Braut sich erkoren, dürfen teilhaben am Wirken und Schaffen (PF) in der verbergenen (T) geistigen Welt, die Schlechten, die nicht hierzu taugen, werden verzehrt und vernichtet, um umgeformt zu werden in neuer Leiblichkeit (Kropf = chrob = corpus Leib).

Dieses Märchen ist so allbekannt, daß ich mich auf Darstellung seiner wesentlichsten Züge beschränken kann.

„Einem Kaufmann starb seine Frau unter Hinterlassung einer Tochter. Seine zweite Frau, die er bald darauf heiratete, und ihre beide Töchter aus erster Ehe waren schön und weiß von Angesicht, aber garstig und schwarz von Herzen. Sie ließen die Stieffchwester alle schwere und schmutzige Arbeit im Hause verrichten, verhöhnten sie und ließen sie in der Asche neben dem Herd schlafen. Davon bekam sie den Namen Aschenputtel. In ihrer Bescheidenheit bat sie den Vater, während die Schwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine begehrten, ihr von einer Reise zur Messe, das erste Reis mitzubringen, das ihm auf dem Heimwege an den Hute streife. Dies nahm sie — es war ein Haselreis — und pflanzte es auf ihrer Mutter Grab. Es wuchs und ward ein schöner Baum. Alle Tage ging sie dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf es das herab, was es sich gewünscht hatte.“

Als nun der König ein Fest gab und alle schönen Jungfrauen im Lande einlud, damit sein Sohn sich eine Braut aussuchen möchte, bat Aschenputtel die Stiefmutter, auch hingehen zu dürfen. Diese erlaubte es ihr endlich, wenn sie die in die Asche geschütteten Linsen in zwei Stunden wieder auslesen würde. Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Taubchen, ihr Turteltaubchen, all' ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.

Da kamen die Vöglein und halfen ihr. Aber die Stiefmutter erlaubte es ihr noch nicht, sondern verlangte von ihr zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde rein aus der Asche zu lesen. Auch dies vollbrachte sie mit Hilfe der Vögel in einer halben Stunde. Aber wiederum sprach die Stiefmutter: „Es hilft dir alles nichts, du kannst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen.“ Darauf kehrte sie ihr den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum und rief:

„Baumchen, rüttle dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf ihm der Vogel ein gold- und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln.

In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Sie sah so schön aus, daß ihre Angehörigen sie nicht erkannten und der Königssohn nur mit ihr tanzen wollte. Als es Abend war und sie nach Hause wollte, begehrte der Königssohn, sie zu begleiten, um zu wissen, wo sie wohne. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn bis der Vater kam und ihm sagte, das fremde Mädchen sei in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?“ und sie mußten ihm Art und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte, aber es war niemand darin. Und als sie in das Haus kamen, lag Aschenputtel, das inzwischen die schönen Kleider dem Vogel zum Haselbaum zurückgebracht hatte, in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche.

Am zweiten Tag bekam Aschenputtel vom Vogel ein noch viel stolzeres Kleid und dasselbe wiederholte sich noch einmal, nur, daß diesmal das Mädchen sich in einem großen Birnbaum verbarg. Am dritten Tag warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so glänzend und prächtig, wie sie noch keins gehabt und die Pantoffeln waren ganz golden.

Der Königssohn hatte eine List gebraucht, um sie an diesem Abend zu erwischen. Er hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen: da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß der goldene Schuh paßt.“

Da hatten sich die stolzen Schwestern, damit ihnen der Schuh paßte, zuerst die eine die Zehe ab, sodann die andere ein Stück von der Ferse. Aber als der Königssohn sie, erst die eine und danach die andere auf sein Roß nahm und sie am Grabe vorbeiritten, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen jedesmal:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh);
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut ist noch daheim.“

Da kehrte er wieder um und ließ sich die dritte Tochter rufen, der paßte der Pantoffel wie angegossen. Als es sich vom Anziehen des Schuhs wieder aufrichtete, und der König ihr ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!“ Wie er nun mit ihr an dem Grabe vorbeiritt, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck;
Der Schuck ist nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim.“

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten und die jüngste zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.“

Dieser Schlusssatz stellt in Verbindung mit dem eingangs Gesagten den Sinn des Märchens ohne weiteres klar. Es handelt sich um das Gericht, das sich an der Seele nach dem Tode im Hause Glitnir — dem zehnten der Edda — des Forsete, des Vorsitzers, des besten aller Richter vollzieht. Er ist gerecht und unfehlbar, denn er ist des strahlenden, sonnigen Baldurs oder Phol, wie ihn die Merseburger Heilssprüche nennen, Bruder. Deshalb ist auch sein Zeichen, die zehnte oder AR-Rune, ein Sonnenzeichen. Denn nach dem deutschen Sprichwort bringt die Sonne alles an den Tag, alle Heimlichkeit sowohl des reinen wie des boshaften Herzens. Deshalb hat auch sein Haus Glitnir die doppelte Bedeutung des Glitzernden, Glänzenden und des Gleitenden. Die einen führt er zu Glanz und Glück, die anderen läßt er abwärts gleiten und straft sie mit Blindheit.

Aus dem Adler, dem Zeichen der AR-Rune, sind im Märchen die beiden weißen Tauben geworden, die die Falschheit der beiden Schwestern offenbaren und strafen. Die Taube bedeutet, runisch gedeutet, verborgenes (T) Leben (B). Die Seele erwacht mit dem Tode zu vollem Bewußtsein, erschaut sich selber wie in einem Spiegel und muß sich selber richten. Denn weiß ist das Kennwort für Wissen. Aber Aschenputtel macht es dem Königssohn gar nicht so leicht, sie heimzuführen. Zweimal entwischt sie ihm. Das eine Mal flüchtet sie in das Taubenhaus, das zweite Mal auf den großen Birnbaum, an dem viele Birnen hängen. Das Taubenhaus ist natürlich das Reich der Seele, das Jenseits. Der Birnbaum ist das Haus der Geburt (Bar), der Wiedergeburt in das Erdendasein. Im Wechsel von Erdenleben, Tod und Wiedergeburt entfaltet sie erst die Kräfte, die sie reif machen zur Königsbraut. Endlich wendet der Königssohn eine List an, er läßt die Treppe mit Pech bestreichen. Was Pech ist,

wissen wir schon aus dem zweiten Märchen. Erst im Leiden offenbart sich echte Seelenschönheit. Da bleibt der Schuh kleben. Ist Blut im Schuh, so ist er der Schuldschuh. Der goldene Schuh, die Erlangung der goldenen Unschuld des goldenen Zeitalters, paßt nur der Königsbraut. Die Schwestern versuchen das Passen des Goldschuhs vorzutauschen; die eine haut sich die Zehe, die andere die Ferse ab. Das Abhauen der Zehe, die ein Bild der zwei ist, wie uns das eddische Zahlwort ta für zwei offenbart, bedeutet die äußere Werkgerechtigkeit, von der das Herz nichts weiß. Das Abhauen der Ferse bedeutet die heuchlerische Betäubung des eigenen Gewissens. Denn die Ferse ist jener Fußteil, in die der Skorpion, der Fersenstecher flicht, das böse Gewissen. Nun müssen wir noch wissen, was der Haselbaum und die Asche eigentlich bedeuten, aus der die Linsen auf gelesen werden. Im Rotkäppchenmärchen haben uns die Haselnußhecken, das Zeichen des Heilgeheges (Hag-sel), der Thingstätte zur rechten Deutung geleitet. Auch hier bestätigt dieses Kennwort, daß es sich um ein Gericht, das Seelengericht, das Seelenheil handelt.

Die Asche bedeutet, wie ich schon anfangs sagte, Entstehen und Wiedervergehen. Durch Tod und Geburt muß die Seele hindurch, wenn sie sich läutern will. Dies wird auch durch das Kennwort Linse klar. Runisch ist L das Licht, N das Wasser, die Flut und S die Sonne, das Heil, das Sonnenheil. Man kann daher Linse gradezu mit Seelen-Licht-Natur übersetzen, die durch das Wasser der Not hindurch muß, um gereinigt zu werden. Als die Germanen von der Totenbestattung zur Leichen-Verbrennung übergingen, da erfolgte das wohl sicher nicht aus praktischen Erwägungen heraus, sondern aus einer Umgestaltung der religiösen Vorstellungen, mag man nun dem Feuer eine besondere reinigende Kraft zugeschrieben haben oder geglaubt haben, der Seele dadurch den Übergang in das Lichtreich zu erleichtern, und hilfsbereiten Seelen ihre mitwirkende Hilfe. Jedenfalls ist dieser Übergang das Zeichen einer Vergeistigung der Jenseits-Vorstellung.

Der Name Aschenputtel selber oder Aschentöpfchen muß ja noch heute in uns die Vorstellung jener Aschenurne erwecken, die mit der Feuerbestattung in Gebrauch kam. In solch alte Zeiten führt uns dies wundervolle Märchen zurück.

4 11. Hänsel und Gretel

Wer in dem schönen Märchen von der bösen Hexe, die in ihr Pfefferkuchenhäusel die kleinen Kinder anlockt, um sie für sich zu mästen und dann zu verspeisen, nur ein Beispiel für die Verteufelung der germanischen Gottesvorstellungen durch die Kirche sehen oder gar die nüchterne Kinderstubenmoral: „Nascht lieber nicht!“ herauslesen wollte, der wäre auf dem Holzwege. Zwar ist es richtig, daß der Name aus Hagd.se = Haingöttin entstanden ist und wohl auch ein Beinamen der Priesterinnen der Freya-Niorun, der Vanadis-Tanfana oder anderer Göttinnen gewesen ist, und daß deshalb der Märchengestalter die gruselige Hexenvorstellung als Bestandteil der Volksvorstellungen vorfand. Wie er es aber verstanden hat, trotz dieses bössartigen Charakters, den religiöse Unduldsamkeit der Totenmutter gegeben hatte, etwas von dem tieferen Sinn der vorchristlichen Jenseits-Vorstellungen hineinzugeheimnissen, ist wahrhaft bewundernswert. Freilich ist es ihm nicht leicht geworden, und schwer ist es, diesen verborgenen Sinn zu ergreifen, ebenso schwer, wie mit bloßen Händen eine Maus zu fangen. Denn Mäuse fängt man mit einer Falle; und will die Totenmutter ihre Mäuslein in die Falle bekommen, so muß sie sie schon mit allerhand leckeren Sachen anlocken. Auf diese Zusammenhänge hat der Märchendichter selber hingewiesen durch den letzten Pinselstrich, den er scheinbar zusammenhangslos seinem lebensvollen Gemälde wie ein Schlaglicht aufsetzte:

„Mein Märchen ist aus,
Da läuft eine Maus.
Wer sie fängt, darf sich eine große, große
Pelzkappe daraus machen.“

Wir müssen also, wollen wir dies Mäuschen, den tieferen Sinn begreifen, ergreifen, auf gewisse unscheinbare Kleinigkeiten gut acht geben.

„Vor einem großen Walde wohnten, so erzählt das Märchen, ein armer Holzhacker, der, als große Teuerung ins Land kam, auf Anstiften seiner Frau, der Stiefmutter der Kleinen, seine beiden Kinder, Hänsel und Gretel auszusetzen beschloß. Der Knabe aber war ein heller Bursche und vereitelte das erste Mal das Vorhaben, indem er durch Ausstreuen weißer Kieselsteine

die er sich abends vorher heimlich aufgelesen, den Heimweg kennzeichnete. Dabei mußte er sich immer umschauen und auf die Ermahnung des Vaters nicht zurückzubleiben, sagte er: „Ach Vater, ich sehe nach meinem weißen Käzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Käzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.“ Im Walde schliefen sie denn auch richtig ein und erst in der Nacht bei Mondschein fanden sie den Rückweg.

Nicht lange darnach war wieder Not in allen Ecken und wieder sollten sie ausgesetzt werden. Diesmal waren es Brosamen, die Hänsel auf den Weg streute und nach seiner Taube auf dem Dache, gab er vor, sich umzuschauen. Aber diesmal fanden sie den Heimweg nicht, denn die viel tausend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten das Brot weggepickt.

Am Mittag des dritten Tages sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehen blieben und ihm zuhörten. Dann schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nahe gekommen, so sahen sie, daß das Häuslein ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. Als nun Hänsel sich ein wenig vom Dach abbrach, um es zu versuchen und Gretel an den Scheiben knupperte, rief eine feine Stimme aus der Stube:

„Knupper, knupper, kneischen,
Wer knuppert an meinem Häuschen?“

Die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind,“

und aßen weiter, bis die Alte, die eine böse Hexe war, herauskam, sie ins Haus führte und sie dort freundlich bewirtete mit Milch, Pfannkuchen mit Zucker, Äpfel und Nüssen. Am andern Morgen aber sperrte sie Hänsel in einen Stall, um ihn zu mästen. Er bekam das beste Essen, aber Gretel bekam nichts als Krebschalen. Jeden Morgen mußte er seine Finger herausstecken, damit die Alte, die rote Augen hatte und nicht weit sehen konnte, fühlte, ob er fett würde. Er aber steckte ihr ein Knöchlein heraus. Nach vier Wochen ward sie ungeduldig und beschloß, Hänsel zu schlachten und zu kochen, er möge nun fett oder mager sein. Vorher hatte sie den

Backofen angeheizt und forderte Grete auf, hineinzukriechen, um nachzusehen, ob recht eingeheizt sei. Wenn Gretel darin war, sollte sie gebraten und danach aufgegessen werden. Gretel stellte sich ungeschickt, die Here wollte es ihr vormachen, da bekam sie von Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr und elendiglich verbrennen mußte. Denn Gretel hatte die eiserne Tür schnell zugemacht und den Kiegel vorgeschoben. Schnell befreite sie den Bruder. Die Kinder füllten sich Taschen und Schürze mit Perlen und Edelsteinen, die sie im Hause fanden, und machten sich auf den Heimweg. Nach ein paar Stunden kamen sie an ein großes Wasser ohne Steg und Brücke und ohne ein Schiffchen, das sie übersetzen konnte. Nur eine weiße Ente schwamm darauf. Da rief Gretel:

„Entchen, Entchen,
Da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücken,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken.“

Das Entchen kam heran und brachte jedes Kind einzeln hinüber. So kamen sie glücklich mit ihren Schätzen nach Hause. Da hatte alle Sorge ein Ende und sie lebten in lauter Freude zusammen.“

Ehe wir uns der Deutung des Märchens zuwenden, müssen wir uns ein wenig mit der elften Rune Sal, Sol, Sig und der Zahl Elf (einlif engl. end-leofan d. h. ein Leben, oder Geistleben) beschäftigen. Denn elf ist die Seelenzahl und die Sol oder Sonne, die von dem St. Gallener A B C die endi-sol oder Geisterpersonne genannt wird, ist das Licht im Geisterreich. Damit deckt sich völlig der eddische Name der elf aerir, was Boten, Engel, Dämonen bedeutet und mit den deutschen Elfen übereinstimmt, und andererseits mit den Sol Kötlu synir oder Sonnenhallensöhnen des allerdings schon christlich eingestellten. Solarljods d. h. den in das ragnaröckische Schlachtgefild ausziehenden Einheren. Diesen gilt die Frage Odins an Wafthrudner.

Sage du das elfte,
da du die Tiwenrechnung
vollständig, Wafthrudner, kennst:
Was treiben die Einheren
beim Herenvater
bis zum Ragnaraufen?

Und die Antwort lautet, daß sie dort ihr kampffreudiges Leben fortsetzen und dann versöhnt beisammen sitzen. Das Mahl bereitet ihnen der Koch And hrinnir im Kessel Eld-hrinnir vom Fleische des Ebers Soe-hrinnir. So sind Wind-And, Feuer-Eld und Wasser-Soe die Elemente der Einheren. Den Met spendet ihnen die Geiß Heidrun, die sich vom Laube Laerådhr der Weltenesche nährt. Die Menschen sind das Laub dieser Esche. Spuren dieser Vorstellungen haben sich in die Trinkgebräuche unserer Tage verirrt. Denn wenn der Studentenwitz als Inhalt des § II angibt: „Es wird weiter getrunken,“ so liegt hierin ein letzter Nachklang des trinkfrohen Daseins der Einheren im Elfen- oder Geisterreich. In einem Kindermärchen konnte nun von Trinken und Zechen natürlich nicht die Rede sein, so wurde es ersetzt durch die Vorstellung von Kuchen und Zucker, die allen kindlichen Leckermäulern das Wasser in dem Munde zusammenlaufen läßt. Dadurch wird auch klar, was die Pfefferkuchenhere eigentlich ist. Es ist die Grabbise, die die sich selbst anleibende Brünhild mit den Worten empfängt:

Skaltu i gögnum
ganga eigi
grioti studda
garda mina;

Du solltest
nicht wandern
die berggestützten
Höllhöfe mein

Mit dem grioti hängt unser deutsches Grat und Grotte zusammen. Da haben wir ja den Anklang an Grete! Und Hänsel? Der erinnert an Hönir's Saal, von dem der deutsche Freund Hain abstammt. Denn Hönir ist der zweite Gott, der andre Asa, der germanischen Dreieinigkeit, der beim Friedensschluß zwischen Asen und Vanen den Vanen verzeißelt wird, ins Totenreich hinab muß, aus dem er erst nach Ragnaröck, zusammen mit den weisen Vanen wiederverkehrt.

Daß dem so ist, das hat der Märchendichter durch zwei kleine Züge angedeutet. Der Weg zum Herenhaus wird den Kindern durch ein weißes Vöglein gezeigt. Der Vogel ist im Märchen immer ein Sinnbild der Seele und die weiße Farbe bekundet unzweideutig, daß er ein guter, freundlicher und lichter Führer ist. Und den Rückweg zum irdischen Dasein ermöglicht ihnen eine ebenfalls weiße Ente. Ant oder Ent bedeutet aber

Wind (*πνευμα*) und Geist. Ins Leben zurück bringen die Kinder Perlen und Edelsteine, die sie im Heren Hause, dem geistigen Dasein finden. Aber als sie an den Strom kommen, der das Jenseits vom Diesseits trennt, da müssen sie einzeln übersetzen. Denn den Geburtsweg muß jeder für sich gehen.

Was hat der Backofen für eine Bewandtnis? Wir haben ihn schon im Märchen von der Frau Holle kennen gelernt. Dort rufen die Brote: „Zieht uns raus, wir sind längst ausgebacken.“ Brot heißt nämlich nach dem Runenschlüssel Bar-od, Geburt des Geistes und umgekehrt Od-bar, Adebar, Storch. Ausgebacken sein heißt also: reif sein zur Wiedergeburt. Wenn die Totenmutter Gretel in den Backofen schieben will, so heißt das: sie will sie wieder geburtsreif machen. Und wenn Hänsel in einen Stall zur Einzelhaft eingesperrt wird, so klingt darin noch jene von den alten Geheimlehren verkündete Tatsache nach, daß die Seele, bevor sie mit der geistigen Welt in nähere Berührung tritt, einen Zustand der Selbstbesinnung durchmachen muß. So stimmt alles wunderbar zusammen.

Doch in dem Märchen finden sich noch eine Reihe anderer Kennworte, die auf eine andere Gedankenkette hinweisen, der wir näher kommen, wenn wir die einherische Vorstellungswelt weiter ausbauen. Ihre Elemente Luft, Feuer, Wasser lernten wir schon kennen. Die Einheren sind ausgewählte Helden, die Wotan aus dem Schlachtgetümmel durch die Walküren zu sich entführen läßt, damit sie ihm bei der Entscheidungsschlacht mit dem Fenris-Wolf helfen. Sie müssen unter den Einbildern des Adlers und des Wolfes hindurch, die an Walhalls Westtor hängen, d. h. sie müssen von idealem Streben erfüllt und durch Leiden zu tieferem Wissen gelangt sein. Es sind die echten Führer der Menschheit. Und so enthält auch dieses wunderbare Märchen einiges über die Voraussetzungen, die jemand erfüllen muß, ehe er gewürdigt wird, Menschheitsführer zu werden.

Hänsel tritt uns von Anfang an als unverzagt und umsichtig entgegen. Er tröstet sein Schwesterchen und gibt an, was in jeder Lage zu machen sei. Dies ist die zweite Bedeutung seines Namens: Er ist der Huno, Hüne oder Führer der Huntschaft, der die Seinen zur Eälde, zum Heil leitet. Er hat Liebe zur Heimat und zu dem Götter im Elternhause. Um

den Heimweg zu finden, streut er weiße Kieselsteine aus. Dies bedeutet, daß er bewußt festhält an den ererbten Ehrfurchtsformen, das Licht (El) erkliest (Kies), das das Steingehege des Heiligtums vermittelt. Alle großen Deutschen, ein Bismarck, ein Hindenburg, ein Kaiser Wilhelm I. waren tief religiös und selbst der Freigeist Friedrich der Große wußte die religiöse Überzeugung der anderen zu achten, wie Leuthen beweist. Bei dem zweiten Gang in den Wald streut er Brot aus, das wir oben schon als Deckwort für geistige Geburt kennen lernten. Diese Stufe der geistigen Entwicklung, die über den Rahmen eines bestimmten Bekenntnisses hinauswächst und sich doch dem göttlichen Geiste, der das All durchweht, tief verbunden fühlt, wird durch den Namen Goethe am kürzesten gekennzeichnet. Zur ersten Stufe gehört die Kaze (KT = verborgenes ergreifen), das im dunkeln schauende Nachttier, denn diese Art Frömmigkeit wurzelt im Unbewußten, im Blute, im Gefühl. Zur zweiten Stufe gehört die Taube (TB = verborgenes Leben), als Sinnbild der mit den Kräften der Persönlichkeit (Bar) in das geistige Reich sich erhebenden Erkennens.

Der Mondschein erleichtert das erstmal die Heimkehr. Der Mond ist ein Bild des MANU, oder Menschheitsführers, der den Zusammenhang mit der geistigen Welt aufrecht erhält.

Die weiteren Kennworte Knupper (KN) und Kuchen weisen auf die Blutzusammenhänge hin. Denn niemand wird Führer, in dessen Geschlecht (KN, GN) sich nicht gewisse Eigenschaften durch Auslese und Steigerung vorbereitet haben. Daher ist es auch Hänsel, der sich über den Kuchen hermacht, aus dem das Dach besteht. Selbst die Speisen, die den Kindern gereicht werden, lassen eine gewisse Beziehung zu Bedingungen der Führerschaft nicht vermissen: Milch (ML-K = mal-Kun) erzählt von treuem Festhalten an der Überlieferung, Pfannkuchen (Fan-kuk) von bewußter Auslese, Zucker (S-K-R) von dem Heil, das in der Pflege des Sippenrechts liegt, Äpfel (afel = Lebenskraft) von rechter Leibesübung, Nüsse (NS = neues Heil) von der Anpassung an die sich ständig verändernden Lebensbedingungen. Selbst in dem Schlußwort des Märchens, von dem ich ausging, klingt dieses zweite Leitmotiv des Märchens noch durch. Denn zu der großen, großen Pelzkappe gehört auch ein großer Kopf, mit großer Gehirn-Kapazität würde man heute sagen, und eine Pelzmütze war doch in jenen Zeiten, in denen

das Märchen entstand, fast schon ein Standesabzeichen für Reichtum und Vornehmheit, während der gemeine Mann sich mit einem Filzhut behelfen mußte.

So stimmt denn alles vorzüglich zusammen. Und wenn unser deutsches Volk die rechte Einsicht in die geistige Welt wieder gewinnt, in das Elfenreich, dann werden ihm auch die Führer nicht fehlen, die es zu Heil und Sieg leiten. Von all diesem handelt, wie die elfte Rune, so auch das Märchen von Hänsel und Gretel.





Sneewittchen

↑ 12. Sneewittchen

In die zwölfte Stelle in die Tyr-Rune gehört als echtes Auferstehungsmärchen Sneewittchen. Denn auch die Tyr-Rune handelt von der Auferstehung, wie jene Verse aus dem Havamal beweisen:

Ein zwölftes hab' ich, hängt am Baum
droben einer erdroffelt;
riß' ich es dann mit Runen ein,
herab steigt der Mann und redet mit mir.

Deshalb ist auch das Buchstabenzeichen T jenes Galgenholz, an dem Hanga-Tyr, der hängende Gott, also Odin selber, neun ewige Nächte lang hängt. Der eddische Name der Zwölf ist töglod, Geheimnis, um anzudeuten, daß die Auferstehung von den Toten den wesentlichen Inhalt der urarischen Geheimlehre ausmacht. Deshalb heißt auch der zwölfte Gott, der in Landvidi, dem Wende- und immergrünen Weidelande wohnt, Widar, der Rächer Wotans am Wolf, der schweigsame Ase tögl-as und bei den Sachsen tegaton. In sein Weichbild ließ sich der im Treffen zu Notteln schwer verwundete Sachse Liutpert tragen, um in der Gewißheit der Auferstehung zu sterben. Aber es gibt nach dieser Lehre zwei Auferstehungen, die eine im geistigen Dasein, deren Zeichen die elfte Rune Sol und die Elfzahl sind und die andere, die erst nach Ragnarök, dem Weltwendetage kommt, im Zeichen der zwölften Rune Tyr und der Zwölfzahl. So offenbar liegen die Goldkörner dieser Erkenntnis noch in der deutschen Sprache zutage, aber niemand hebt sie auf. Niemand denkt darüber nach, weshalb der Deutsche nicht einzehn und zweizehn weiter zählt, sondern elf (einlif) und zwölf (tuleif, das zweite oder andere Leben).

Deshalb muß auch Sneewittchen im Gegensatz zur Gänsemagd schwarze Haare haben. Denn schwarz ist die dunkle Farbe des Geheimnisses. Aber daneben ist Sneewittchen auch das Märchen der drei Versuchungen. Es erklärt, auf welche Weise der Mensch, die Menschheit dem Tode, dem Dunkel verfallen ist, das Bewußtsein seiner, ihrer Unsterblichkeit verloren hat. Im Gegensatz zum Gänsemädchen schimmert bei Sneewittchen der naturmytische Kern noch durch.

Was tut die Natur, wenn sie die Lebenskeime über die böse Schnee- und Winterszeit herüberretten will in hellere wärmere Tage? Sie um-

gibt den Keim, die Nuß mit einer harten Schale. Sie schließt ihn in einen gläsernen Sarg ein. Genau so ergeht es auch geistigen Strömungen. Sie bilden sich eine Formen- und Formelsprache heraus, durch die höchste geistige Werte auch von Unverständigen und Unmündigen weitergegeben werden können, bis ein Geschlecht heranwächst, in dem die Keime sich zur neuen Blüte entfalten mögen. Ein treffliches Beispiel hierfür bilden die deutschen Märchen selber. Damit ist schon eine Bedeutung des Sneewittchen-Motivs vom Glasfarge enthüllt. Sneewittchen birgt das Wissen von der Sonnennot der Seele (SN). Sneewittchen hat schwarze Haare, schwarz wie Ebenholz, das Gänsemädchen goldene. Der Unterschied ist natürlich nicht rassenmäßig realistisch, sondern sinnbildlich zu verstehen. Das Ebenholz = Ewen-Holz ist das Stichwort. Nach der Weltalterslehre der Urreligion folgt dem goldenen Zeitalter das silberne, kupferne und eiserne. In diesem, dem Kali-yoga der Inder, befinden wir uns jetzt. Sind sie abgelaufen nach 432 000 Jahren — diese Zahl ist Indien, Persien und der Edda gemeinsam — so soll ihnen das hölzerne Zeitalter folgen. Von diesem singt die Edda: In Widars waldigem Wohnland wächst hohes Gras und Grün.

Die sonstigen Farben Sneewittchens, auch die drei roten Blutstropfen, hat es mit dem Gänsemädchen gemeinsam. Der Unterschied in der Haarfarbe zeigt deutlich, daß das Thema hier ein anderes ist. Nicht auf die Bewahrung des göttlichen Ursprungs (Gold) kommt es an, sondern auf die Wiedererweckung zu jenem zweiten Leben, von dem unsere Zahl Zwölf für Wissende eindringlich genug zu berichten weiß. Wie im Gänsemagdmärchen die ungetreue Magd, so ist bei Sneewittchen die stolze, eitle, neidische, boshafte Stiefmutter der seelische Gegensatz. Sie befragt ihren Spiegel (Selbstbewußtsein):

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Als ihr die Stieftochter als tausendmal schöner bezeichnet wird, erhält der Jäger den Auftrag, sie zu töten. Der hat Erbarmen, läßt sie laufen, sticht dafür einen Frischling ab und bringt Lunge und Leber der Königin als Wahrzeichen, die sie in Salz kochen läßt und aufißt. Der Jäger tritt in den Märchen häufiger auf, z. B. im Rotkäppchenmärchen, wo er ebenfalls

gut und hilfreich wirkt. Seine Kennlaute sind J und G, also die neunte und achtzehnte Rune: Ich und Gott. Wir gehen daher wohl nicht fehl, wenn wir in ihm den göttlichen Kern im Menschen, den Geistesmenschen, erblicken. Dieser slicht einen Frischling ab, der schon durch seinen Namen als Sohn (ing) Frohs gekennzeichnet wird. Bekanntlich reitet Froh = Freyr auf einem goldborstigen Eber und wohnt in Alfheim im Elfenlande — aus dem sich ja auch unser lieber Adebar, der Geist-Träger, die kleinen Seelchen holt; denn eben dies meint der Froschteich —. Soll das Geismenschentum geboren werden, so muß der kindliche Unschuldszustand verloren gehen. Lunge und Leber des Frischlings verzehrt die Königin. Die Lunge ist das, was dem Odem und mit ihm das geistige Bewußtsein (L-ung = Lichtsohn) erzeugt. Die Leber hängt mit dem Ernährungsstoffstrom zusammen und ist ein Bild des organischen Leibeslebens.

Vampyr gleich will sich die Königin diese Kräfte der vermeintlich getöteten Stieftochter zu ihrem Heile (Salz) einverleiben und sie gleichzeitig dadurch unschädlich machen. Diese aber hat inzwischen bei den sieben Zwergen Aufnahme gefunden. Die sieben Zwerge sind natürlich jene sieben Planeten, die sich nach den Lehren der Astrologie und der Handleskunst im Charakter und im Schicksal der Menschen und in den Linien seiner Hand widerspiegeln. Ich werde versuchen, dies durch die sieben Fragen der Zwerge wahrscheinlich zu machen, wenn ich auch gern zugebe, daß man auch zu einer anderen Auslegung kommen kann.

Der erste fragt: „Wer hat auf meinem Stühlchen gegessen?“ Das ist (St-ul) der urweise Saturn, dem der Mittelfinger geweiht ist. Der zweite: „Wer hat von meinem Zellerchen gegessen?“ Das ist (TLR) der Zeiler, Zwisterreger, Zuisko, Mars, dem der Handteller geweiht ist. Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Das ist (Bar Od) die Sonne als Lebensträger, der der Ringfinger entspricht. Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschchen gegessen?“ Das ist (GMS.) der Geldmacherstern Merkur, der als „kleines Gemüse“ den kleinen Finger beherrscht. Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gabelchen gestochen?“ Das ist (GBL.) der freigebige Jupiter, dem der Zeigefinger geweiht. Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Das ist (MSR) der Zeitmesser Mond, dessen Berg den Ballen zwischen Mars und Daumen beherrscht.

Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“ Das ist (B K) Venus, die dem Bacchus stets zugesellt, selber durch das Becken gekennzeichnet wird und die Daumenwurzel beherrscht.

Am Bettlein des siebenten Zwerges, also der Venus, wird das Kind gefunden. Das Mägdlein muß den Zwergen den Haushalt führen und wird von ihnen betreut. Dreimal trachtet die Stiefmutter ihr nach dem Leben, zuerst mit dem odembeklemmenden Schnürriemen, das zweitemal mit einem vergifteten Kamm, zuletzt erfolgreich mit einem vergifteten Apfel.

Zunächst wird der Verstand so in Begriffe eingeschnürt, daß der Seele darüber der Odem ausgeht. Sodann werden dem Willen giftige Keime eines falschen selbstsüchtigen Strebens eingepflanzt, endlich wird das Gefühlsleben, also das eigentliche Element der Seele, durch Sinnentzug verführt. Allen drei Versuchungen erliegt Sneewittchen. Den letzten Eingriff können auch die hilfreichen Zwerge, die astralischen kosmischen Kräfte, nicht wieder gutmachen. Aber das Mädchen braucht auch nicht zu sterben.

So können die Zwerge dafür sorgen, daß die liebliche Erscheinung, im gläsernen Sarge eingeschlossen, erhalten bleibt. Sie schreiben mit goldenen Buchstaben ihren Namen auf den Sarg und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzen sie den Sarg auf einen Berg, und einer hält immer Wache dabei. Und die Tiere kommen auch und beweinen Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. Die Eule (Ul) ist die göttliche Weisheit, der Rabe (R B) das rechte lebendige Denken, das sich in (Hugin) Denken und (Munin) Erinnern spaltet, und die Taube (T B), die dunkle Kraft des Blutes, das organisch instinktive Unterbewußtsein. Diese drei Denkkräfte erhalten das Leben auch in der Erstarrung aufrecht.

Endlich naht ein Königssohn, überredet die Zwerge, daß sie ihm den Sarg schenken. Die Träger stolpern über einen Strauch, der giftige Apfel fällt heraus, die Scheintote erwacht. Die Bosheit ereilt auch hier die Strafe. Die Stiefmutter muß sich auf der Hochzeit in rotglühenden Schuhen zu Tode tanzen.

Der Apfel ist mit Abfall ebenso sprachlich verwandt, wie das lateinische

74 malum sowohl Apfel wie Uebel bedeutet. Der Apfel ist somit nicht nur

in der alttestamentlichen Erzählung mit dem Sündenfall verknüpft, der stets einen erotischen Einschlag hat, sondern bezeichnet mit seiner schönen roten, zum Genuß reizenden, aber vergifteten Hälfte die Sinnen-*Trugwelt*, die die Seele verführt, sich soweit mit der Materie einzulassen, daß sie darüber die geistige Welt vergiftet, ihr abstirbt. Entfährt aber der Apfel dem Munde, wird die Seele von der Bier des Ergreifens befreit, so kann sie wieder zur höheren Welt erwachen und den Königssohn freien. Aber der eitele, hochmütige Sinn muß sich in eisernen, rotglühenden Schuhen zu Tode tanzen. Der Taumel der Sinnenwelt richtet zugrunde. Der Schuh wird zum Schuldschuh, dem eddischen Zeichen der Zahl Acht, der Achtung.

Rotglut ist die astralische Farbe der niederen Leidenschaft. Eisen kennzeichnet die Stiefmutter als Eisenalter. Schwarz-weiß-rot sind auch die Farben des Deutschen Reiches, wie es Bismarck gegründet, des Weltkrieges Sturmflagge, die auf den Meeren noch weiterweht. So mag denn eine besondere Nukleuswendung der drei Versuchungen Sneewittchens auf die deutsche Seele folgen. Die Stiefmutter sind alle bösen Fremdkräfte, die die deutsche Seele zugrunde richten wollen.

Zuerst ward der deutsche Geist in die Schnürriemen fremder Begriffe eingezwängt. Das fing mit römischem Wesen an, setzte sich in judaisierten Glaubenselementen fort und gipfelte in allerhand internationalen Schlag- und Trugworten. Sodann fuhr der scharfe Kamm fremder Willensrichtung uns durch die Haare. Der römische Imperiumsgedanke lenkte den deutschen Tatwillen von seinen eigentlichen Zielen ab. Die nach Rom fahrenden deutschen Kaiser verurteilten das deutsche Königtum zur Ohnmacht. Das römische Recht unterdrückte die deutsche Freiheit. Der materielle Erwerb, zum Selbstzweck erhoben, beherrschte schließlich Denken und Trachten ausschließlich.

Aber die deutsche Seele wird wieder erwachen, den giftigen Apfel, gegen den vielerorts der Ekel im Wachsen, ausspeien und zu ihrer eingeborenen Herrlichkeit erneut erwachen. Vielleicht bald schon naht ihr der Königssohn. Das ist das trostreiche Märchen vom gläsernen Sarge.

ß (B=Bar) 13. Die Gänsehirtin am Brunnen

Mit Widars zwölftem Hause schließen die göttlichen Wohnungen, die Grimnismal, das Feuerzauberlied der Edda, uns enthüllt. Mit dem zwölften Sternbild der Fische, die auch in der Edda als Kennwort für Widar sich finden, der erscheint, wenn der Seeaar in den Felsen nach Fischen jagt, schließen die Tierkreisbilder. Mit dem Hoffnungs- und Heilandszeichen T schloß auch ursprünglich das Alphabet. Aber die Erkenntnis schritt mit der Entwicklung fort. Allmählich lichtete sich das über die Zukunft gebreitete Dunkel. Und wie beim Näherkommen an ein Gebirge, das von weitem als ein einheitliches Massiv erscheint, allmählich die einzelnen Gipfel unterscheidbar hervortreten, so ging es auch auf dem Höhenweg der Menschheit. Es wurde offenbar, daß mit der Zwölf die Entwicklung noch nicht abschloß, daß es Aufgabe der Menschen sei, aus dem Bannkreis der zwölf Tierkreiszeichen herauszutreten, sich vom Banne der Tierheit zu befreien.¹ Dieser Augenblick trat ein, als die Persönlichkeit, das menschliche Ich geboren ward. In Pflanzen und Tieren offenbaren sich Gruppenseelen. Erst der Mensch kann zum klaren Bewußtsein seiner Einzelhaftigkeit, seines individuellen Ichs gelangen. Damit fällt ihm eine ungeheure Aufgabe zu, die sich wie Bergeslast auf ihn legt. Sein von Geburt (bar) und Tod (Bahre) umschlossenes Einzelleben wird zu jener unerseßlichen einmaligen Weise, von der Nietzsche einmal sprach. Aber er fühlt sich vereinsamt, abgetrennt von den kosmischen Kräften. Der eisige Odem des Alleinseins umgibt ihn. Er wird vom Vater verstoßen in einen dunklen Wald und viele Tränen muß er vergießen. Hat er einmal die Last auf sich genommen, so kann er nicht mehr zurück. Es ist, als sei sie seinem Rücken angewachsen und immer mehr wird ihm aufgebürdet. Dabei kein Ausblick in die Freiheit. Denn den Zusammenhang mit den kosmischen Kräften hat er ja verloren. Jetzt erst, abgeschnürt von dem wahren Sinn des Daseins, erkennt er die Vollgewalt des Todes. Das Tier hat ein eigentliches reflektierendes Todesbewußtsein nicht. Der Mensch erkennt den ungeheuren Widerspruch, der zwischen der Einzelwertigkeit seiner Persönlichkeit liegt und ihrer scheinbar restlosen Vernichtung im Tode. So ist der Dreizehnte nicht nur der

16 Lastträger (Bar), sondern auch der dem Tode geweihte. In der Zahl

Dreizehn, deren eddischer Name *thyss* (Leichensteßholz) ist, geht ihm erst das Bewußtsein seines Todes auf. Daher der Volksaberglaube, daß, wenn dreizehn beisammen sind, einer von ihnen sterben muß. Dieser Glaube hat zwar noch andere tiefere Zusammenhänge. Hier genügt es, auf die Stellung der dreizehnten Rune bar im Runensystem hinzuweisen.

Wie kann nun der Mensch aus dieser ihn niederdrückenden, gradezu verzweifelten Lage hinauskommen? Doch nur dadurch, daß er in seinem Inneren Erkenntniskräfte entwickelt, die ihn wieder zu seinem Ursprung hinführen, die ihm zeigen, wie er mit dem weiten All verwoben ist und dadurch seine Isolierung, seine Vereinzelung wieder aufheben. Er muß zu der Lehre des großen Meisters der ägyptischen Einweihung des TOT-Hermes-Tresmegistos zurückkehren, die in der *tabula smaragdina* niedergelegt ist und darin gipfelt: „Dies ist unumstößlich wahr, daß alles unten ist wie oben und oben wie unten,“ daß der Makrokosmos, die Welt im Mikrokosmos, dem Menschen, sich ein getreues Spiegelbild geschaffen hat. Dies will unser Märchen mit dem Namen Gänsehirtin besagen, der schon im vierten Märchen erläutert wurde, und mit der Smaragdbüchse, die der junge Graf von der Alten im Walde zum Dank für seine Hilfe erhält. Da dieses wundervolle Märchen nur wenig bekannt ist, muß ich zunächst in kurzen Zügen den Gang der Handlung wiedergeben.

„Ein steinaltes Mütterchen lebte in der Einöde mit ihren Gänsen, vom Walde umgeben. Da begab es sich einmal, daß ein junger Graf sich in diesem Walde verirrt und das Mütterchen traf, wie es in einem Tragtuch Gras, das es für die Gänse geschnitten, dazu einen Korb mit Äpfel und Birnen, nach Hause zu schleppen sich abmühte. Da er mitleidigen Herzens war, erbot er sich, ihr zu helfen. Sie nahm mit einigem Sträuben diesen Dienst an. Als er aber die Last aufgeladen, die ihm fast zu schwer vorkam, ließ sie ihn nicht wieder los, ja sprang sogar selber noch auf die Graslast hinauf, ihn mit der Gerte antreibend und verspottend. Es deuchte ihn, die Alte sei so schwer, wie nur irgendeine behäbige Bäuerin. Wie sie nun zur Hütte kamen, fand sich da noch eine alte häßliche Tochter ein. Die Alte war aber jetzt ganz freundlich und schenkte ihm zum Abschied, als Dank für seinen Dienst, ein Büchselein, das aus einem Smaragd geschnitten war, indem sie hinzufügte: „Bewahre es wohl; es wird dir Glück

bringen.“ Drei Tage lang irrte er in der Wildnis umher, dann kam er in eine große Stadt. Dort ließ er sich in den königlichen Palast führen und überreichte der Königin knieend das Büchlein. Als diese die Büchse öffnete, und in ihr eine köstliche Perle erblickte, fiel sie in Ohnmacht. Wie sie wieder zu sich kam, ließ sie alle andern hinausgehen und erzählte dem jungen Grafen von ihrer verstorbenen Tochter, deren Tränen hätten sich in genau solche Perlen verwandelt, wie die in der Smaragdbüchse. Deshalb sei ihr der Anblick so nahe gegangen. Wie nämlich der König sein Reich an seine drei Töchter hätte verteilen wollen, da hätte eine jede angeben sollen, wie lieb sie ihren Vater hätte. Die eine hätte ihre Liebe mit der Süße des Zuckers verglichen; die zweite hätte gesagt, sie hätte ihren Vater so lieb, wie ihre schönsten Kleider. Die dritte hätte nicht gewußt, womit sie ihre Liebe zu ihrem Vater vergleichen sollte, aber, wie er in sie gedrängt hätte, da hätte sie gemeint, das, was die Menschen zu jeglicher Speise brauchten, was sie also am nötigsten hätten, sei das Salz, so wolle sie ihre Liebe mit Salz vergleichen. Da sei der Vater erst recht zornig geworden, hätte das Reich an die beiden älteren Töchter verteilt, der jüngsten aber einen Sack Salz geben und sie dann in den Wald treiben lassen. Später habe ihn sein Zorn gereut. Aber soviel man auch gesucht hätte, das Kind hätte man nicht wiedergefunden. Nun fing die Suche in jenem Walde von neuem an und dabei trennte sich der junge Graf vom König und der Königin.

Während dies geschah, saß die häßliche Tochter bei der Alten im Stübchen am Spinnrad und spann. Da zeigten sich am Fenster zwei feurige Augen einer Nachteule und es rief dreimal: „uhu.“ Als bald mahnte die alte Here die junge, jetzt sei es Zeit. Da ging sie hinaus zu einem Brunnen unter drei Eichen, zog eine runzlige Haut vom Gesicht und wusch sich dieses und das Goldhaar, das dabei zum Vorschein kam. Der junge Graf, der grade dort auf einen Baum gestiegen war, um Ausschau zu halten, sah ihre Augen leuchten und beugte sich vor, um besser beobachten zu können. Dabei knackte ein Ast. Das Mädchen lief aufgeschreckt eilends davon und wollte der Alten erzählen, was ihr begegnet. Die Alte wehrte ab, sie wisse schon, nahm einen Besen und fing an, alles zu kehren. Auf die Frage des Mädchens, was das bedeute, erwiderte sie, morgen müsse sie das Haus verlassen, da seien ihre drei Jahre um. Dann setzte sie sich wieder an das

Spinnrad. Indem kloppte es. Das waren das Königspaar und der junge Graf, die an dem Häuslein zusammengetroffen waren. Die Alte rief freundlich: „Herein!“ Da war die Freude groß, als die Eltern ihre Tochter wiederfanden. Die Alte schenkte der Gänsehirtin alle Perlen, zu denen sich ihre Tränen verwandelt hatten und, ehe sie verschwand, rührte sie das Häuslein an, daß es in den Wänden knatterte, und plötzlich war ein prächtiges Schloß daraus geworden. Die Erzählerin schließt, daß ihre Großmutter, von der sie das Märchen habe, schon schwach im Gedächtnis gewesen sei und den Schluß selber nicht mehr gewußt habe. Wahrscheinlich habe der Graf die Königstochter geheiratet. Ob aber die Gänse verzauberte junge Mädchen gewesen seien — das solle keine Anspielung auf die anwesenden Dirnen sein — das sei ungewiß. Die Erzählerin meint, wahrscheinlich hätte die Alte schon bei der Geburt der Königstochter die Gabe verliehen, Tränen zu weinen, die sich in Perlen verwandelten. Heutzutage komme das nicht mehr vor. Sonst könnten die Armen leicht reich werden.“

Schon dieser Schluß zeigt — vielleicht ist die Gedächtnisschwäche der Erzählerin zu diesem Zwecke nur vorgeschützt —, daß in diesem Märchen die Kennworte nicht ausschlaggebend sein können, sondern daß es nur auf die Grundzüge der Erzählung ankommt. Diese Richtungslinie ist aber so klar herausgearbeitet, daß schon nach dem eingangs Gesagten der tiefere Sinn nicht mehr zweifelhaft sein kann. In den drei Schwestern, von denen der Vater einen besonderen Ausdruck ihrer Liebe fordert — ein Motiv, das Shakespeare so meisterhaft im König Lear herausgearbeitet hat — soll durch den von ihnen gewählten Vergleich ihre Sinnesart gekennzeichnet werden, ohne daß man in den Worten Zucker, Kleider, Salz noch etwas besonderes zu suchen hätte. Nur das Salz ließe sich auf Sal = Heil deuten. Denn die jüngste Tochter geht den Heilsweg, der durch Leiden führt. Daß alle Tränen, die sie vergießt, von einer gütigen Fee aufgefangen und in Perlen verwandelt werden, das ist nicht nur ein Hinweis auf den noch heute herrschenden Glauben, daß Perlen Tränen bedeuten, sondern enthüllt uns in Verbindung mit der Smaragdbüchse ein großes kosmisches Gesetz: Die Lehre vom Karma.

Wem eine besondere Aufgabe im Leben zuteil wird, der muß sie unter allen Umständen lösen. Hält er nicht durch bis ans Ende, so muß er um so schwerer büßen. Dies gilt sowohl für den einzelnen, wie für ganze

Völker. Das Schicksal ist unerbittlich. Es packt uns mehr auf, als wir ver-
meinen tragen zu können. Aber durch diesen Zwang der Not erst entfalten
sich die höchsten Spannkkräfte. Dann bleibt der Lohn auch nicht aus. Der
Kosmos selbst ist es — im Märchen im Bild der Smaragdbüchse geschaut —,
der die segensreiche Wirkung unseres Leidens in sich aufnimmt, wie eine köst-
liche Perle aufbewahrt. Denn Leid ist nötig zur Höherentwicklung. Es
braucht nicht grade aufgesucht zu werden. Es stellt sich schon von selber ein.

Dies laß dir zum Troste dienen, du deutsches Volk, gegen das die ganze
Welt sich verschworen hat, dir den Garaus zu machen. Harre nur aus,
so wird es ihnen nicht gelingen. Beherzige das, was ich dir damals zurief,
als dein Leidensweg anfing:

„Das Leiden nur trägt Tränen-Perl-Geschmeide.
Drum, wer erkoren ist zu tiefstem Leide
— Dies lerne, deutsches Volk nur recht verstehen —
Ist dermaleinst zum höchsten ausersehen.
Ihm folgt, geläutert durch solch Ungemach,
Die Krone des erhöhten Lebens nach.“

Dies erhöhte Leben aber besteht darin, daß sich dir die Tore der geistigen
Welt öffnen, die jenseits von Raum und Zeit in alle Ewigkeit besteht und
von der die Erdenwelt nur ein Gleichnis ist.

Wir stehen erst am Anfang unserer Erkenntnis der die Erde mit Licht-
geschwindigkeit umkreisenden Schwingungen und ihrer technischen Aus-
nutzung. Ist da die Annahme zu kühn, daß es auch im Geistigen Schwin-
gungen gibt, die im geistigen, von sittlichen Kräften beherrschtem Kosmos,
bestimmte Widerstände oder Akkorde auslöst. Nichts anderes will aber
das Karmagesetz besagen:

Menschen, trachtet nicht zu sehr, Ungemach zu meiden,
Denn, wer höher steigen will, kann es nur durch Leiden,
Schneidet's in die Seele auch, wie mit scharfen Messern.
Wer den anderen schuf Pein, muß es alles bessern.
Doch wer Heilsames gewirkt, andre zu beglücken,
Wird einst köstlich reife Frucht von dem Baume pflücken,
Der die Welt durchwachsend steigt aus dem Urdabronnen.
Ewiger Heimat Glanz sich zeigt, leuchtend gleich der Sonnen.

Brauche ich da noch ausdrücklich betonen, was mit jenem Brunnen gemeint ist, an dem drei Eichen stehen, und an dem die Gänsehirtin ihr Gesicht und ihr goldenes Haar wäscht, was das Goldhaar bedeutet und die Gänse-
magd selber? Muß es uns erst der Ruf der Nachteule — jenes schon den Griechen bekannten Sinnbildes der Weisheit — sagen, daß jetzt die rechte Stunde gekommen ist, einzudringen in die Geheimnisse des geistigen Kosmos?

Zu dem ewigen Sonnenlande die vom grauen Alltagsnebel verhüllten Augen wieder hinzuwenden und dem deutschen Volke zu zeigen, daß das Blut- und Tränenmeer, durch das es waten muß, nicht ein gefühllos brandendes Ungefähr bedeutet, das ist die besondere Aufgabe, die dieses Märchen mir auferlegte. Je klarer das deutsche Volk diese tiefen Zusammenhänge durchschaut, um so unaufhaltsamer wird hereinbrechen das Bewußtsein der hohen weltgeschichtlichen Aufgabe, die der Allwaltende auf unsere Schultern gelegt hat. Verkennen wir sie, so kann nichts unseren Untergang aufhalten. Erkennen und lösen wir sie, so kann nichts uns den endgültigen Sieg streitig machen. Dann ist das deutsche Volk in Wahrheit das auserwählte.



† 14. Das Märchen vom singenden und springenden Löweneckerchen

Auf die Bar- folgt die Laf-Rune, auf die dreizehnte (Thyss mit Tod drohendem Inhalt) die vierzehnte (fert = Fahrt) die Siegfriedszahl. Wer die Deutung des vorigen Märchens mit Aufmerksamkeit gelesen hat, für den kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, welche Lösung der dort geschürzte Knoten herausfordert.

Bar und Laf stehen in Gegensatz zueinander, obwohl sie beide Leben (life) bedeuten. Bar ist die Last, die Schwere, der Berg, die Aufgabe. Laf ist das Leichte, Lichte, Flüssige, über das die Schwere keine Gewalt mehr hat. Der Weltenunsinn, dessen Bewußtwerden die Seele zu erdrücken droht, wie ich im vorigen Märchen schilderte, muß dem Weltenfenn weichen. In diesen Sinn führt die Erleuchtung, die Einweihung ein und Siegfried ist der germanische Eingeweihte, gleich seinem persischen Vetter Feridun ein Drachentöter und ein Fahrer ins Totenreich. Daher fert, der eddische Name der Vierzehn, während Sigi = Sol = Sal, wie wir in der Elf sahen, das Totenreich bezeichnet, genau so wie dun (griechisch *θανάτος*, eddisch Thund) die zweite Silbe des Namens Feridun.

Deshalb gehört das Märchen vom Löweneckerchen, das in seiner Überschrift schon seinen ganzen Sinn birgt, in das Zeichen der Laf-Rune und in die Siegfriedszahl vierzehn. Dies wunderliche Tierchen darf man in keinem Tierkundebuch suchen und doch ist es mit der Lerche, plattdeutsch Lewark am nächsten verwandt. Denn wie die Lerche im blauen Raum verloren, schmetternd ihr Jubellied singt, so ist es der Seele zu Mute, die in das ewige Lichtreich eingegangen ist. Erst dies ist Leben, dies allein, aber es ist den Menschaugen verborgen, deshalb Lew-ark, das Arcanum (griechisch *ἔρως*) des Lebens.

Kennt denn der moderne Großstadtmensch in seiner Hast und Unrast überhaupt noch etwas von dieser selbstverständlichen ungekünstelten Herzensfröhlichkeit, die wie ein Singen und Klingen, ein Tanzen und Springen in Maienwonne ist? Das reine naive Naturkind hat sie in ursprünglicher Schönheit. Der nachdenkend grübelnde von der Last seiner Verantwortung niedergedrückte Kulturmensch hat sie verloren. Der in die herrlichen Ge-

heimnisse des Lichtreichs Eingeweihte findet sie wieder. Von dem Verlieren und Wiederfinden der Einweihung erzählt unser Märchen:

„Von seiner jüngsten und liebsten Tochter ward ein Vater gebeten, bei der Rückkehr von einer Reise ihr ein singendes und springendes Löwen-
eckerchen mitzubringen. Lange suchte er vergebens. Endlich fand er ein
solches Tierchen in einem Burghof hoch oben auf einem Baume sitzen.
Als er es aber mitnehmen wollte, verwehrte es ihm ein grimmiger Löwe,
weil es sein Eigentum sei. Auf die Bitten des Vaters gab er es unter
der Bedingung heraus, daß ihm dafür das gebracht würde, was dem Vater
heimkehrend als erstes begegne. Der Vater gab diese Zusage, erschrak
aber nicht wenig, als ihm sein jüngstes Töchterchen als erstes bei der Heim-
kehr entgegensprang. Dieses war, als es von der schweren Bedingung
erfuhr, gar nicht bang und traute sich zu, mit dem Löwen fertig zu werden.
Daran tat sie recht, denn der Löwe war gar kein furchtbares Raubtier, sondern
ein mit seinen Genossen von einer Here verzauberter Prinz. Tagsüber
mußten sie Löwen sein, aber des Nachts erhielten sie ihre menschliche Ge-
stalt wieder. So schliefen sie immer bei Tage und wachten des Nachts.
Das Mädchen heiratete den prinzlichen Löwen und ward glücklich mit ihm.
Als nun ihre älteste Schwester heiratete, gestattete ihr der Gemahl gern,
die Hochzeitsfeier mitzumachen. Als aber die zweite heiratete, wußte sie es
sogar durchzusehen, daß ihr lieber Löwe mitkam. Denn sie wollte doch gern
den Jhrigen zeigen, wie glücklich sie sei. Freilich knüpfte er an seine Ein-
willigung eine Bedingung, es dürfe kein Strahl von den Hochzeitsfackeln
und Kirchenlichtern auf ihn fallen, sonst würde er verzaubert werden. Es
ward, um diese Bedingung zu erfüllen, ein dicker fensterloser Saal um
ihn gebaut. Zum Unglück verwandte man für die Thür frisches Holz, das
sich zusammenzog. So entstand ein haarfeiner Spalt, auf den niemand
achtete. Durch diesen fiel auf ihn ein Lichtstrahl und alsbald verwandelte
er sich auf sieben Jahre in eine weiße Taube, die davonfliegen mußte.
Damit aber die Gattin ihn nicht ganz verlöre, ließ er alle sieben Schritt
Blutstropfen und eine weiße Feder fallen. Einmal hörte dies auf, da lief
jene in ihrer Not zur Sonne, zum Mond und zum Nachtwind und fragte
sie, wo die Taube geblieben sei. Von der Sonne erhielt sie ein Kästchen,
vom Monde ein goldenes Ei und vom Nachtwind eine Nuß, und dieser

erzählte ihr auch, was er von dem Südwind erfahren, und wo sie den Gatten suchen solle. Der sei inzwischen wieder Löwe geworden und kämpfe am roten Meer mit einem Lindwurm. Sie solle die elfte Rute vom Ufer abschneiden und mit ihr beide Tiere schlagen. Dann würden sie verwandelt werden. Sie solle sich mit dem Prinzen, ihrem Gatten, auf den Greifen schwingen, aber damit er sie sicher über das Meer trage, solle sie die Nuß hineinwerfen, aus der schnell ein Nußbaum herauswachsen würde, auf dem sich der Greif ausruhen könne. Sie befolgte die Weisung, aber die Jungfrau, Tochter einer Hexe, in die sich der Lindwurm verwandelte, war behender als sie, schwang sich selber mit den Prinzen auf den Greifen und entführte ihn. Nach langem Suchen fand die verlassene Gattin das Schloß, auf dem die beiden hausten und befreite ihren Liebsten aus der Gewalt der Hexentochter. Dazu halfen ihr die Gaben von Sonne und Mond. Denn im Kästchen war ein wundervolles Kleid, das die Entführerin begehrte, aber nur gegen die Erlaubnis erhielt, daß jene eine Nacht in der Kammer des Prinzen schlafen dürfte. Doch der half es nichts, daß sie ihm jammernd ihr Leid klagte und die Erinnerung in ihm wachzurufen suchte, denn die Hexentochter hatte ihm einen Schlaftrunk gegeben. Nun öffnete die liebend Suchende das Goldei, das Geschenk des Mondes, und hervor kamen zwölf allerliebste goldene Ruchlein. Die gefielen der falschen Frau so, daß sie, um sie zu besitzen, noch einmal die gleiche Erlaubnis gab. Diesmal war der Prinz gewarnt, so goß er den Schlaftrunk fort, erwachte aus seiner Blendung und entfloß mit der Wiedergewonnenen auf dem Rücken des Greifen. Dabei tat denn die Nuß, das Geschenk des Nachtwindes, den von diesem vorhergesagten Dienst.

Wer unter Benützung des eingangs Gesagten und in Erinnerung an die Auslegung der früheren Märchen an die Deutung dieser Erzählung herangeht, dem bietet sie keinerlei Schwierigkeiten. Der Löwe ist das Leben im Lichte der geistigen Welt, in der Einweihung. Unser Tagesbewußtsein hat diesen Zusammenhang verloren, nur des Nachts taucht unsere Seele in das Reich, das wir das Unbewußte nennen, das aber einen durchaus positiven Inhalt hat. Das Märchen drückt diesen Bewußtseinswechsel aus durch die Wiedergewinnung menschlicher Gestalt durch die Löwen in der Nacht. Die zweite Verwandlung des Löwen in eine weiße

Taube, also das Zurückziehen in das Reich verborgenen (T) Lebens (B) und der Seelenkräfte (Vogel), ist eine Wirkung der Kirchenkerzen. Sie geht auf eine bestimmte Entwicklung der deutschen Kirchengeschichte. Die Kirche selber verlor den esoterischen Kern, die jede wahre Religion hat, immer mehr, wurde rationalistisch, veräußerlichte. In ihrer Obhut konnte daher die Überlieferung der alten Einweihung nicht gedeihen. Doch die Erinnerung an sie ging nicht ganz verloren. Von Zeit zu Zeit traten immer wieder Mystiker, wie Meister Eckehard, Angelus Silesius, Jakob Böhme auf, die mit ihrem Herzblut geistige Kräfte aus den Urgründen hervorholten. Das bedeuten die Blutstropfen und die weißen Federn (F Dr = Geisteskraft), die die weiße Taube alle sieben Schritt fallen ließ. Denn um etwas Heiliges (Hagal = 7) handelt es sich dabei.

Die ratlos gewordene Seele verliert endlich ganz die Spur, da mußte sie sich an die kosmischen Kräfte (Sonne, Mond und Nachtwind) wenden. Der Nachtwind weist sie auf den richtigen Weg. Nacht hängt mit Not zusammen und Wind ist ein Bild des Geistes. Dies hat sich unzweifelhaft in unseren Tagen erfüllt. Das Bewußtsein der geistigen Welt ist im deutschen Volk in der furchtbaren Notzeit, in der wir leben, erwacht, und wir wissen jetzt den Weg, auf dem wir ein geistiges Leben wiederfinden können. Die elfte Rune, die es abzubrechen gilt, ist offenbar die elfte Rune Sol, die Mitternachts- oder geistige Sonne. Mit ihrer Hilfe entzaubern wir den Löwen, unser Leben. Aber noch steht dem Leben ein schwerer Kampf mit dem Lindwurm am roten Meer bevor. Den Wüstengeist derer vom roten Meer gilt es zu überwinden. Dieser Geist ist außerordentlich behende. Die Gefahr ist groß, daß er noch einmal von uns Besitz ergreift. Dann gilt es von neuem suchen und der Hilfe der Lichtgeister, der kosmischen Kräfte, sich zu bedienen. Die Sonne, der Sonnengeist schenkt uns ein neues strahlendes Gewand. In uns liegen tiefe Kräfte verborgen, die wir nur entwickeln brauchen, um unsere Seelenerscheinung völlig umzuwandeln. Das Geschenk des wandelnden Mondes sind die kosmischen Kräfte der zwölf Sternkreisbilder, deren jedes einem bestimmten Gliede unseres Lebens entspricht.

Die Nuß endlich birgt in ihren beiden Runenstäben N und S ein neues Heil, das unsere Not (N) wenden soll. Mit Tatkraft gilt es daher, kurz

entschlossen, in dieser Weltenwende die äußere Lebensordnung von innen heraus umzugestalten, sonst möchte am Ende der Greif, der Goldhortbewacher (sein Name klingt an an Greipa, die zweite der Heimdallmütter) auf seiner Fahrt über das rote Meer ermüden.

In einer seiner glänzendsten Reichstagsreden hat einmal der rhetorisch bedeutendste unter Bismarcks Nachfolgern das Wort geprägt:

„Was nicht zu Moses und den Propheten gehört, das pflegt im roten Meer zu ersaufen.“

Ein Blick auf die Verwüstungsgreuel der bolschewistischen Schreckensherrschaft in Rußland genügt, um festzustellen, daß dies Wort längst grauenhafte Wirklichkeit geworden ist. Wir wollen uns nicht in leichtfertigem Optimismus wiegen lassen: Die Gefahr, in einem Blutmeer zu ertrinken, ist auch für Deutschland noch nicht vorüber.

Der Weg, den wir zurücklegen müssen, bis unser lieber Löwe aus aller Verzauberung erlöst wird, ist weit und beschwerlich, von Gefahren umlauert.

Rufen wir daher die Gaben der geistigen Weltallkräfte zu Hilfe, erwachen wir zum klaren Bewußtsein unserer Aufgabe, dann wird unsere Seele das verlorene Leben und die wahre Herzensfröhlichkeit wiederfinden, von denen das Märchen so sinnvoll in den Bildern des Löwen und des singenden und springenden Löweneckerchen berichtet.



† 15. Fundevogel

Der deutsche Name der Zahl fünfzehn Mandel entspricht genau der fünfzehnten oder madr-Rune, die das Bild eines Mannes mit zum Himmel erhobenen Armen darstellt, oder auch eines Baumes mit drei Ästen, der Weltenesche. Da diese aber wiederum als Mimirs-Baum (mima meidr) zugleich ein Bild des Menschen ist, decken sich beide Bilder vollkommen. Der Mandelbaum, aus dem das Märchen einen Nachandelbaum gemacht hat, ist zugleich der Runenbaum mit fünfzehn Sprossen, der das ganze Futhark von I—15 umfaßt. Dies geht schon daraus hervor, daß der eddische Name der Zahl eins ebenfalls madr ist. Soweit die Fünfzehn eine Schlußzahl ist — davon stammt der noch heute geübte Maurergebrauch, bei Feierabend fufzehn zu rufen, bezeichnenderweise in jiddischer Aussprache — hat sie aber noch die weitere Bedeutung des Weltenschlusses, Weltgerichts, Ragnaröck und da die Lehre vom Weltuntergang, und dem was ihm folgt, zum wesentlichen Inhalt der Geheimlehre gehört, ist die Fünfzehn die Mandel, wie an mitteralterlichen Sinnbildern nachweisbar ist, also die fünfzehnte Rune, ein Mysteriumzeichen. Der eddische Name der Fünfzehn ist nun aber fundr und der Name Fundvogel bedeutet somit den die Seele erfüllenden Gehalt der Geheimlehre. Das Märchen schildert den Ursprung der deutschen Geheimlehre und die Verwandlungen, die sie eingehen mußte, um sich vor Verfolgungen zu retten.

Die Verfolgung ging namentlich von der Kirche aus, die, um die Einführung des Christentums zu erleichtern, nach des Papstes Gregor des Großen weltflugen und weitherzigen Rat anfangs sich gegenüber den germanischen religiösen Gebräuchen außerordentlich duldsam zeigte, später aber mit großer Strenge verfuhr. Wie schroff Karl der Große in dem eroberten Sachsen gegen die Anhänger des alten Glaubens auch vorging, er ließ eine Sammlung germanischer Heldengesänge anlegen. Erst sein willensschwacher Sohn Ludwig*), der wegen seiner Zugänglichkeit für kirchliche Einflüsse, der Fromme genannt wurde, vernichtete diese Lieder. Aber,

*) Schon 200 Jahre vorher, unter Dagobert 622—38 mußte die Duldung der Verfolgung weichen, wie die gänzliche Umgestaltung der alamanischen Gesetze und die Befehrungstätigkeit des Pirminius beweisen. Den Hinweis verdanke ich Herrn Auf, München, dem ich bei dieser Gelegenheit meinen Dank ausspreche.

wenn auch die germanische Volksreligion sehr bald dem in mancher Beziehung überlegenen und durch Staatsmacht gestützten Christentum das Feld räumte, ihr esoterischer Kern blieb unter mancherlei schützenden Hüllen erhalten, ja durchdrang sogar die christlichen Vorstellungen, wie sich am alt-sächsischen Heliand und an Schriften des Albertus magnus, sowie des Meisters Ekkehard nachweisen läßt. Für diese Verhüllung, Verfählung wurde eine Geheimsprache ausgebildet, deren Elemente in den Runen von altersher vorhanden waren. Wie gut diese Verschleierung gelungen ist, dafür bildet den besten Beweis die Tatsache, daß auch heute noch namhafte Gelehrte diese Bedeutung der Runen einfach ableugnen und sich heftig dagegen wehren, wenn jemand sich erdreistet, ihrem Bannstrahl trotzend die Wahrheit ihres Lehrsages anzufechten, der die Entstehung der Runen in das dritte Jahrhundert nach Christi Geburt verlegt und sie vom römischen und griechischen Alphabet ableiten will.

Das Märchen weiß es besser. Es berichtet: „Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum: oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kind unter dem Baume eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoß gesehen; da war er hinzugeflogen, hatte es mit dem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum gesetzt — also nicht seiner hungernden Brut in das Nest zuge- tragen —. Der Förster nahm es herab, brachte es nach Hause, ließ es mit seinem Lenchen zusammen aufziehen und nannte es Fundevogel. Beide Mädels hatten sich so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, es traurig war.“

Funde-Vogel ist eben nichts anderes als das uralte Runen- wissen. Die Mutter, das mütterliche Urrecht, das Urmutterrecht ist eingeschlafen, da mußte ein Raubvogel (der Sonnen-Var) kommen und es auf den Gipfel eines hohen Baumes, der Weltenesche, retten. Dort findet es der Geistesmensch (Jäger), nimmt sich des Kindes an und bestimmt es seiner Tochter Lene, der Lichtnatur der deutschen Art, zur lieben Gespielin. Die deutsche Seele erkennt in dem Runenwesen etwas ihm innerlich Verwandtes.

Aber der Förster hatte eine Köchin, Sanne geheißen, das ist die auf das Grob-Sinnliche eingestellte Sinnesart (S. N. Sonnen-Nacht), die von dem hohen geistigen Wesen nichts wissen will, der Materialismus. Sie erzählte dem Lenchen: „Morgen früh, wenn der Förster auf der Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenn's in dem Kessel siedet, da werfe ich den Funde-Vogel hinein und will ihn darin kochen.“ Wem fallen da nicht die Hexenprozesse ein, unter deren Deckmantel den letzten Resten des altarischen Glaubens, mochte er auch inzwischen verwildert sein, der Garaus gemacht werden sollte? „Des anderen Morgens in der Frühe gelobten sich die beiden Kinder: einander nicht zu verlassen, und entflohen. Die Köchin schickte ihnen drei Knechte nach. Da verwandelten sich die Kinder, um der Verfolgung zu entgehen, zuerst in einen Rosenstock mit einer Rose darauf, dann in eine Kirche mit einer Krone darin, endlich in einen Teich mit einer Ente. Wie nun die alte Köchin sich selbst auf die Beine machte und hinter den drei Knechten angewackelt kam und den Teich aussaufen wollte, da kam die Ente geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein, da mußte die alte Here ertrinken. Die Kinder gingen zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“

Die drei Verwandlungen sind so deutlich gekennzeichnet, daß ein Zweifel kaum möglich ist. Der Rosenstrauch mit der Rose daran ist natürlich die Femrose. In der heiligen Feme — fem ist fünf, die Zahl der Rechet oder Rechts-Rune — namentlich in Westfalen, die auf heiliger roter Erde, auf dem Boden uralten Rechts ihre Thingtage abhielt, wehrte sich das deutsche Rechtsbewußtsein gegen das Eindringen des römischen Rechts. In Bayern ist das Habersfeldtreiben daraus geworden. Die Kirche mit der Krone darin ist die mittelalterliche Bauhütte, die in die Symbolik der deutschen Dombauten und in ihre Handwerks- und Einweihungsformen viel altes Weistum verhehlt hat. Die Erben sind, solchen Ursprungs kaum mehr bewußt, die Freimaurerorden geworden.

Die Ente endlich, die auf dem Teiche schwimmt, bezeichnet den Geist. Das St. Galler ABC bezeichnet zum Beispiel die elfte oder Elfen-Rune Sol als Endi-Sol, Geistessonne. Bedenkt man, daß AR oder Adler das heraldische Zeichen dieser „Geisteswissenschaft“ ist, die sowohl in der

Heroldskunst, wie in jeglicher Geheimzeichenkunst, also auch in deutschen Sagen und Märchen sich unvergleichliche Denkmäler schuf, so wird man zugeben müssen, daß der Sammelname ARMANE, den List hierfür eingeführt hat, ganz glücklich gewählt ist. Der *Teich* erinnert an *Tök* dunkel, aber dem Begriffe nach auch an *lacus*, *lagu* Urwasser, *Urgesek*. Das *Armanentum* hat es verstanden, das Wissen von den *Urgeseken* in verhüllenden Formen zu bewahren.

Aber das *Urgesek* vermag die *Köchin* (Materialismus) nicht auszusaußen, Der deutsche Geist (*Ente*) wird sie beim Kopfe fassen und in die Tiefe des geistigen Wesens hineinziehen. Denn die deutsche Seele (*Eene*) und die *Runenweisheit* (*Funde-Vogel*) sind noch nicht gestorben. Sie leben noch.





Lumpengesindel

16. Lumpengesindel

Die fünfzehnte Rune M und die sechzehnte Schluß R bilden zusammen eine Einheit und es gibt für sie auch ein gemeinsames Zeichen, das Tvimadr oder Wendehorn *. In gewissem Sinne ist das Schluß R, die sechzehnte Rune, nur ein Anhängsel zur fünfzehnten, zum M.

Wenn die sechzehnte Rune Yrr den Irrtum kennzeichnet, so muß das Tvimadr-Zeichen den Lehrsatz ausdrücken: „Durch Irrtum führt der Weg zur Wahrheit“ und „durch Umsturz bereitet sich ein neuer Aufschwung vor.“

Durch das Yrr- und Umsturzeichen ist das deutsche Volk in den letzten Jahren hindurch gegangen. An uns liegt es, durch schöpferischen Aufbau dafür zu sorgen, daß ein neuer Aufschwung dem Umsturz folge, daß die Verheißungen des Wendehorns sich erfüllen, daß es zu einem Horn des Heils werde.

Ich kann im Rahmen der Märchendeutung den vollen Gehalt dieser Doppelsilbe M R nicht erschöpfen, der wahrlich unerschöpflich ist wie das Meer, Mutterschaft und Tod umspannend und das höchste Mirakel einschließend. Nur mit einer kleinen Satire will ich schließen, die in die Lehre ausklingt: „Durch Schaden wird man klug“ und „Frau keinem Niederträchtigen.“

Der Gegenstand der in närrisch übermütigem Tone gehaltenen Satire ist das undeutsche Gerichtswesen. Wer je mit Prozessen zu tun hatte, weiß, welch' undankbare Sache dies ist, daß Weiterungen und Kosten in größtem Mißverhältnis zum Endzweck der erstrebten Rechtssicherung stehen. Wie Frik Reuter in seiner Reise nach Vellingen dies so launig dargestellt hat, ebenso übermütig, aber auch ingrimmig ist die Satire, die das Märchen „Lumpengesindel“ schreibt.

„Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist es Zeit, da die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht sattessen, ehe das Eichhorn alle wegholt.“ Hahn und Huhn sind Kennzeichen der Gerichtsbarkeit. Der Nußberg bedeutet, wie die Nußhecke am Hause der Großmutter Rotkäppchens es klar macht, die alte Gerichtsstätte. Hähnchen und Hühnchen betrachten die Gerichtsbarkeit nicht als heilige Rechtswaltung, sondern als Futterkrippe.

„Ob sie sich so dick gegessen haben, oder übermütig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Hause gehen. Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen, wollte aber nicht, wie Hühnchen verlangte, sich davor spannen.

Indem schnatterte eine Ente daher, die den Eindringlingen in ihrem Nußberg zu Leibe ging, aber überwunden ward und sich zur Strafe vor den Wagen spannen lassen mußte.“

Das, was bei dem Gerichtsbetrieb abfällt, soll dazu dienen, dieser Art von Gerichtspersonen in bequemer Weise das Fortkommen zu ermöglichen. Wie oft streiten die Parteien vor Gericht um die leeren Schalen, wenn der Prozeß den materiellen Kern längst verschlungen hat. Die Ente, der Geist, wehrt sich zwar der Eindringlinge, unterliegt aber und muß dem formalen Gerichtsbetriebe (Begriffs-Jurisprudenz nannte es Jhring) noch Vorspann leisten. Wieviel juristischer Scharfsinn muß auf die formale Seite des Rechtsbetriebes verwandt werden!

„Unterwegs nahmen sie noch zwei dürre Schneidergesellen, eine Stecknadel und eine Nähnadel mit auf den Wagen, gegen das Versprechen, Hühnchen nicht auf die Füße zu treten.“ — Die beiden, die sich beim Bier verspätet hatten, werden durch diesen kleinen Zug als Herumtreiber und Taugenichtse gekennzeichnet, die, selber leicht durch die Maschen des Rechtsgewebes schlüpfend, ehrlichen Leuten wehe tun.

„Abends wußten sie einen Wirt mit süßen Reden zu betören, daß er sie gegen das Versprechen aufnahm, er dürfe das Ei behalten, das die Henne unterwegs gelegt hatte, dazu die Ente, die jeden Tag eins lege.

Aber morgens, als alles schlief, pickten sie das Ei selber auf, warfen die Schalen auf den Herd, steckten die Nähnadel dem Wirt in das Sesselfissen und die Stecknadel in sein Handtuch und flogen davon, während die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief, sie fortschnurren hörte, sich munter machte und einen Bach fand, auf dem sie davonschwamm. Der Wirt aber hatte den Schaden von dem Schabernack, den ihm das zechprellende Lumpengesindel gespielt hatte. Denn erst stach ihn die Stecknadel beim Abtrocknen ins Gesicht, dann sprangen ihm die Eierschalen in die Augen, als er sich am Herd eine Pfeife anzünden wollte, endlich, als er sich verdrießlich in seinen Großvaterstuhl niederließ, stach ihn die Nähnadel noch

schlimmer, und nicht in den Kopf. Da verschwor er sich, nicht wieder solch Lumpengesindel ins Haus zu nehmen."

Mit dem geprellten und gefoppten Wirt können wohl nur die deutschen Landesherren gemeint sein, die dem römischen Recht Vorschub leisteten, wegen der Vorteile, die sie sich davon versprachen. Aber die neue Gerichtsbarkeit kostete mehr, als sie einbrachte, aß das gelegte Ei allein auf. Der erhoffte geistige Aufschwung blieb aus. Die Ente schwamm davon. Zurück blieben nur die Spitzbuben (die Nadeln, das Niedere), die Gaunerei, die ihre Spitzen gegen den Wirt selbst kehrten. Und die leeren Eierschalen sprangen ihm noch vom Herd in die Augen. Das wenige, was ihm an Gebühren noch blieb, blendete den Blick und verhinderte die Erkenntnis des angerichteten Schadens. — Wann wird der Wirt, das deutsche Volk, der deutsche Staat endlich erwachen und sich des Lumpengesindels entledigen?

Um Mißverständnissen vorzubeugen, betone ich, daß das Märchen die Gerichtsbarkeit seiner Zeit geißelt und die Schäden, die der Einführung eines volksfremden Rechts folgten. Gewiß ist inzwischen manches anders geworden. Aber geblieben sind die Tatsachen eines rechtlichen Formalismus, der aus abstrakten Begriffen urteilt, ohne immer der Fülle des wirklichen Lebens gerecht zu werden, eines gesetzlichen Formalismus, bei dem Zufallsmehrheiten über wichtige Gesetze entscheiden, statt daß das Recht aus dem lebendigen Rechtsbewußtsein der Besten des ganzen Volkes fließt und eines wirtschaftlichen Mißverhältnisses zwischen Aufwand und Erfolg. Wie lange hat es z. B. gedauert, bis die Gerichte den widersinnigen Standpunkt „Papiermark ist gleich der Goldmark“ aufgegeben haben! Welch Trommelfeuer in sich widerspruchsvoller zum Teil vernunftwidriger Gesetze, an die sich schließlich niemand mehr kehrte, hat die Gesetzgebungsmaschine über unser armes Volk ausgespien und dadurch die Achtung vor dem Gesetz überhaupt untergraben! Wie oft sind die Gerichtskosten höher, als die ganze Sache wert ist! Der Grund zur scharfen Satire ist also geblieben, wenn sie sich auch heute weniger gegen Personen, als gegen ein bestimmtes System richtet.

94 Worauf es mir ankam, war nun freilich keine Kritik an unseren heutigen Zuständen, sondern zu zeigen, auf welche höchst realen Verhältnisse der

Inhalt der Märchen hinweist, welchen lebendigen Gegenwartswert und zugleich welche Allgemeinbedeutung sie haben. Lernen wir von ihm, alles vom Ewigkeitsstandpunkt zu betrachten. Nur dann werden wir die aufwärtsführende Entwicklungslinie wiederfinden.

Nur dann werden wir aus dem Irrtum zur Wahrheit kommen und mit ihr eine neue Ehe eingehen. Dann werden die Schlußverse der Kunde der Wala sich erfüllen:

„Denn es kommt ein Reicher zum Kreise der Kater,
ein Starker von oben beendet den Streit.
Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er alles;
bleiben soll ewig, was er gebot.“



Schlußwort

Bei der Deutung der einzelnen Märchen habe ich mich bemüht, gleichsam als Schlüssel- und Stichwort die Rune gleichzeitig mit zu erläutern, durch die ihr tieferer Sinn sich offenbart. Indessen bilden die Runen untereinander ein zusammenhängendes System, das erst verstanden werden kann, wenn man die ganze Reihe überschaut. Dann offenbart sich, daß jede einen ganz bestimmten Platz einnimmt, der durch eine nur ihr eigentümliche Zahl ausgedrückt wird. Für die Rune gilt genau das gleiche, wie für die semitischen Alphabetzeichen, deren Rangordnung aus dem System des ägyptischen Tot-Hermes stammt. Eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen den religiösen Grundbegriffen dieses Systems und den den Runen zugrunde liegenden Begriffen ist unverkennbar. Man muß sich nur erst einmal von der Vorstellung frei machen, als ob das entscheidende der Lautwert der einzelnen Buchstaben sei. Dieser mußte schon deshalb abweichen, weil es sich um ganz verschiedene Sprachen handelt, zu deren Niederschrift die Buchstaben dienten.

Diese Zusammenhänge, die zur Erklärung der Märchen unwesentlich sind, sollten hier nur angedeutet werden. Aber zum Verständnis der Märchen wird es dienen, wenn ich nach Abschluß der Runenreihe diese noch einmal im Zusammenhang vorführe, indem ich grade denjenigen Inhalt des Runenbegriffs hervorhebe, der für das Verständnis des Märchens wesentlich ist.

F oder F, die erste Rune, ist Freyr, dem jungen Sonnengotte geweiht, der im Sonnentiefstande dem Jul, unserer Weihnachtszeit geboren wird, dem göttlichen Kinde, dem die Götter Alfheim, das Elfen- oder Seelenreich zum Patengeschenk gaben. Sein Name ist auch Froh, was mit Herr gleichbedeutend ist. Er ist der Freie und der Freier, der, wie das eddische Skirnismal schildert, um Gerda, die Erde wirbt. Auf dem goldborstigen Eber der Sonne reitend, erscheint er auch im Märchen als Vertreter des goldenen Zeitalter in der Gestalt des Froschkönigs. Dieser bringt der Königstochter den verlorenen goldenen Ball, eben das goldene Zeitalter wieder, und wird dadurch selbst aus seiner Verzauberung erlöst.

96 H oder U, die zweite Rune ist Uller dem winterlichen Bogenschützen, der in Ydallir, dem Bogentale wohnt, geweiht. Ist F ein Bild der männ-

lichen Schöpfungskraft, so ist U das Becken, der Bogen, die Urne, umgekehrt N die Einlaßtür zum Dasein, kurz das mütterliche Prinzip des Weltalls, das Reich der Mütter, der Urdabrunnen, aus dem alles Leben entspringt und zu dem es nach dem Tode zurückkehrt. Somit ist es auch das Zeichen für den dunklen Brunnen, in den man hinabspringen muß, wenn man in das Reich der Todesgöttin kommen will, der Hel der Edda, der Frau Holle des Märchens, von der jeder den Lohn seiner Taten empfängt.

Þ oder Th, die dritte Rune, ist der Hammer Thors des Gewittergottes. In der Edda lebt er noch in doppelter Gestalt als Öku-Thor, der Knechts-Gott und Gott der Knechte und als Asa-Thor, der himmlische Baumeister. Wenn er seinen Hammer schleudert, springt der zündende Funke über. Es tritt ein Spannungsausgleich zwischen dem positiven-männlichen und dem negativen-weiblichen Pol ein, dem im Organischen die Zeugung entspricht. Deshalb heißt Thor auch Böl-Thor oder Beulen=Dorn. Plump und ungeschlacht hat diese Göttergestalt in der Edda etwas von Riesenart an sich, die er bekämpft, wie ja die dritte Rune Thurs gradezu zum Namen der Riesen geworden ist. Im Märchen hat der Gott die Gestalt eines Menschen fressenden Riesen angenommen.

Λ = Ț oder O, die vierte Rune, ist das Zeichen Odins, des göttlichen Geistes, der im Sturmwind dahinfährt und in Sökvabeckr oder Senkebach, der verborgenen göttlichen Werkstatt, mit Saga vereint, aus goldenen Bechern den Goldwein der Ewigkeit trinkt.

Aus dem göttlichen Willen (Asa=Thor oder Bar = drei) entsteht im vierten Zeichen die göttliche Idee, der Gedanke als geistiges Urbild der sichtbaren Welt. Diese sichtbare Welt selbst wird erst im nächsten Zeichen, dem fünften, dem Hause Hropters, des Schöpfers oder Leibmachers geboren. Aber vier und fünf vereint ergeben das Zeichen RA-OS = Roß und Rose. Im Märchen von der Gänsemagd finden wir sowohl den göttlichen wehenden Odem als „Wehe, wehe Windchen“ wieder = vier, als auch den Schöpfer, creator als Kurtchen = fünf und endlich die Vereinigung beider Zeichen in dem redenden Roßhaupt Falada.

K oder R, die fünfte oder Rechit- oder Rechts- oder Fehm-Rune ist der fleischgewordene Logos, das göttliche Schöpferwort, das sich im Welten-

rhythmus offenbart. Sein irdisches Abbild ist das menschliche Recht, sofern es noch in diesem göttlichen Urgrund wurzelt.

Das Märchen vom Rotkäppchen fordert neben der naheliegenden naturmythischen Deutung auch noch die Auslegung als Protest gegen das Eindringen des römischen Rechts heraus.

F oder K, die sechste oder Rune des Geschlechts, vollendet die Schöpfung der anorganischen Welt (fünf) durch die der organischen (sechs) auf dem Wege der geschlechtlichen Zeugung, durch die mit wunderbarer Treue die gewonnenen Formen weitervererbt werden und so ein schier unerschöpflicher Reichtum an Lebensformen entsteht. Es ist das Reich der schönen Skadi, der Tochter des Sturmriesen Thiassi. Dieser, als Ausdruck ungebändigter Leidenschaft, wird von den Asen erschlagen, sie selber aber, die Liebe, dem Totenvater Niörd, dem Tode vermählt.

Aus diesem Weltuntergrunde losgelöst, läßt scheinbar das sechste Märchen nur einen verleumderischen Juden die wohlverdiente Strafe finden. Bei näherem Hinschauen wird aber zugleich der Gegensatz der wahren, ideellen Liebe und der falschen, materiell und sinnlich gerichteten Liebe geschildert.

* oder H, die siebente Rune, ist das Heil-Gehege-Zeichen des Sonnengottes Baldur, der, wie der Name seines Wohnsitzes Breidablick andeutet, die Sonne im Hochstand Hul darstellt. Die Sonne sinkt zur Sommer-sonnenwende abwärts, Baldur muß zur Hel hinab. Auch die Menschengeschlechter, wie sie sich auch als Sippen leiblich und geistig zu veredeln trachten, sterben schließlich aus.

Aber wie Baldur auf dem Scheiterhaufen noch vom Vater die tröstliche Verheißung seiner Auferstehung empfängt, so geht auch das Seelenerbe hervorragender Geschlechter selbst mit ihrem Aussterben nimmer verloren.

Nur für eine Weile verschwinden sie, wie das siebente Märchen es zeigte, im Glasberge. Treue, opferbereite Liebe und das väterliche Wahrzeichen des Odinsringes verbürgen die Wiederkehr.

† oder N, die achte Rune, Heimtallers, des Geföpften und Methtrinkers Not- und Schuldzeichen, birgt in sich das tiefste Geheimnis der altgermanischen Glaubenslehre. Die Enthauptung des Knaben im Märchen vom Nachandelbaum in dem Augenblick, da er aus der schweren eisenbeschlagenen Truhe sich einen Apfel herausholen will, lassen seine Verwandtschaft mit

Heimtaller, der in der Tanne heimisch ist, ebenso klar hervortreten, wie die innigen Beziehungen, die den Knaben wie seine Mutter mit dem Machandelbaum, dem Mandelbaum, der Weltenesche, dem Weltuntergangs- und Weltgerichtsbaum verbinden.

I oder J, die neunte Rune, ist Freya-Holda, der Totenmutter, dem Spiegelbild der Frau Holle geweiht. Als Ostara ist sie zugleich die Auferstehungsgöttin und das Osterei — das englisch zugleich die Aussprache von i = ich ist und somit der zweiten Bedeutung der Js-Rune = ich entspricht — ist ihr geweiht.

Dies Ei darf in der Blutkammer im Blaubartmärchen von Fitchers Vogel nicht verloren gehen, wenn die Macht des Henkers gebrochen werden soll.

Λ oder A, die zehnte Rune, ist Forsete, des himmlischen Richters Zeichen. Er ist der Vorsitz der Brückengerichte, das die Menschen nach ihrem Tode (= neun) erwartet.

Dann kommen die Vögel unter dem Himmel zusammen — aerir, die Mehrzahl von ar, heißt im Nordischen sowohl Vögel wie auch Boten, Dämonen, also Geister — und scheiden das Brauchbare von dem Unbrauchbaren. Dann heißt es, wie im Aschenputtelmärchen, in welchem zwei weiße Tauben die Hauptrolle spielen: „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen!“

ʃ oder S, die elfte Rune, ist das Zeichen des Vanen- oder Totenvaters Niörd, des Fergen am Totenstrom, weswegen sein Sitz Noatun oder Schiffstätte heißt. In Elf- oder Alf-heim, dem Seelenreich, finden die Einheren Speise und Trank, die ihr Herz begehrt, und werden in die große Kampfgenossenschaft wider den Wolf, das Böse, eingereiht als Führer der Menschheit. Das Märchen von Hänsel und Gretel, denen die Grabbise, die Pfefferkuchenhere nichts anzuhaben vermag, verhüllt dieses doppelte Geheimnis von dem einen oder wahren geistigen Leben nach dem Tode und von der Lebenszuversicht mutigen Heldentums, das alle Todesgefahr überwindet.

↑ oder T, das geheimnisvolle zwölfte Runenzeichen Widars, des schweigsamen Asen, der im immergrünen Weidelande und Wendeheim wohnt, birgt in sich die Geheimnisse eines reinen zweiten ewigen Daseins. Es ist das Zeichen Hanga-Tyrs, des an die Materie, sich selber opfernd, gebundenen göttlichen Geistes, der wiederauferstehend, zur reinen Geistigkeit zurückkehrt.

Sneewittchen in ihrem gläsernen Sarge erzählt von der Wiedererweckung der — den drei Versuchungen erlegenen — nur scheinbaren Seele.

Þ oder B, das dreizehnte Zeichen, kündigt die Geburt der menschlichen Seele an, die sich der Gewalt der zwölf Tierkreiszeichen entringt, dadurch aber die Last einer individuellen Lebensaufgabe übernimmt. Als Lohn winkt ihr die Gewinnung des Bewußtseins der Einheit mit dem Unendlichen.

Dies ist das Schicksal des jungen Grafen, dem die Waldfrau eine ihm zu schwer dünkende Last auferlegt, den sie aber durch das Geschenk einer Smaragdbüchse belohnt. Mit ihrer Hilfe findet er am Waldbrunnen die Gänsehirtin wieder, die sich, die Hüllen der Niedrigkeit ablegend, als enteerte, aber wieder zu Ehren kommende Königstochter enthüllt.

I oder L, die vierzehnte Laf-Rune, ist das Zeichen der geistigen Erleuchtung des Lebens im Licht, von dem es heißt, wie Goethe dies von Schiller bekannte:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
liegt, was uns alle bändiget, das Gemeine.“

Erdenlast und Schwere (bar = dreizehn) versinken in diesem Zeichen. Die Seele findet die ihr eingeborene Fröhlichkeit, das Singen und Springen wieder. Das Märchen vom singenden und springenden Löwen-eckerchen (Lewark = die Lerche) erzählt einen Ausschnitt aus der Geschichte des deutschen Geisteslebens und weist auf Kämpfe hin, die uns noch bevorstehen.

Y oder M, die fünfzehnte Madr- oder Mandel-Rune, birgt in sich das gesamte Mysterium des germanischen Urglaubens, wie er in dem Runen-alphabet und den Zahlen I bis 15 verborgen liegt und dessen Sinnbild die Weltenesche, Mimirs-Baum (mima-meidr) ist, der beim Weltgericht in Flammen aufgeht. Im achten Märchen vom Nachandelbaum traten diese Beziehungen klar zutage. Das Märchen vom Fundevogel (fundr = Treffen ist der eddische Name der Zahl Fünfzehn) offenbart, welche Verwandlungen die Runenweisheit, die arische Geheimlehre, eingehen mußte, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Ä oder J und zugleich Schluß R, die sechzehnte oder Jrr-Rune, in Verbindung mit der vorigen das heraldische Zeichen des Wendehorns bildend, verkündet die tiefsinnige Wahrheit: „Durch Irrtum zur Wahrheit.“ Die

übermütige Satire „Lumpengesindel“ hat einen Spezialfall der deutschen Geschichte: die Aufnahme eines fremden Rechts zum Gegenstand. Erst durch den Schaden wird der Wirt klug. Alle schmerzlichen Erfahrungen, die uns der in diesem sechzehnten Zeichen hereingebrochene Umsturz gebracht hat, sollen uns nicht irre machen an dem tröstlichen Glauben, daß es auch bei uns einst heißen wird: „Durch Nacht zum Licht!“

Soll aber die Weltwende uns das Wendeheil bringen, so müssen wir in jene Tiefen durchdringen, in denen die ewige Wahrheit wohnt, in deren strahlendem Glanze alle Bekenntnisunterschiede schwinden. Alle Glaubensmeinungen, dogmatisch erstarrend, sind dem Gesetz des Todes unterworfen. Die Wahrheit, die wir suchen, ist einig, unteilbar, ewig lebendig, ja die Quelle alles Lebens. Sie umfaßt die geheime Überlieferung des urarischen Glaubens ebensowohl, wie die reine Lehre Christi. Beide, in ihrer Wurzel eins, gehen auf die göttliche Uroffenbarung, das Urlicht zurück, von dem ein Abglanz auch den Runenpsalm durchleuchten möge, der den Schluß dieses Märchen- und deutschen Glaubensbuches bilden möge.



Runen = Psalm

1. Vater, allwaltender Herr der Welt!
Feuergeist du, alleiniger Führer zur Freiheit.
Ein Feuersturm ist der Hauch deines Mundes.
Seelen und Sterne streutest du, ein tanzendes Heer, in die Unendlichkeit.
Aus dir zieht die Sonne ihre Kraft und jegliche Seele,
denn dein ist das Reich der Freiheit.
2. Unergründlich ist der zwie spältige Ur-Abgrund,
über dem dein Geist mit allumspannenden Fittichen schwebt,
ein tiefer Brunnen, aller geweihten Gewässer unerschöpflicher Quell.
Ur-Sack, Urbogen heißt er uns drum,
der alles Werdens Samen, von dir empfangen, birgt.
Denn du bist der Erste und Letzte, Anfang und Ende und der All-
Verknüpfer.
3. Deines Willens wuchtiger Hammerschlag, Asa-Thor;
schuf das Troß-Gefüge der Welt in mächtigem Dreh- und Drei-
Schwung,
Denn dein, Dreigewaltiger, ist die Kraft.
4. Odem das All belebenden Geistes!
Die heiligen Oden sagenreicher Vorzeit,
deines Heldengeistes Ruhm verkündend,
vermögen ODIN, Allwaltender, nicht
des Runenmeisters Wissen und Weisheit ganz zu enthüllen.
Offenbar läßt du in der werdenden Welt
aller Wesen Urbilder werden, die dein Auge schaut.
Fürwahr, in dir ist, was werdend sich entfaltet.
Was jemals war, versinkt als Goldhort in dein Schatzgewölbe,
In deinen Kellern felderst du goldenen Wein, deine einzige Nahrung.
Kein Goldforn, keiner Traube erdentbundenen blühenden Duft
läßt du verloren gehen.
Denn du bist der gestaltende Geist.

5. Richter, Rater und Retter du!
 der heiligen Fehme oberster Stuhlherr.
 Im ewigen Glanze wohnst du.
 Rollen läßt du auf strahlenden Straßen das Heer der Sterne,
 tönend in ewigen Harmonien, die jeden Mißklang auflösen.
 Mit Namen rufst du alles Lebendige.
 Gezählt hast du das Größte und Kleinste.
 An unsichtbaren Fäden lenkst du der Menschen Schicksal.
 In den Kampf stellst du uns, Walhalls Herr,
 als deine Gehilfen dein Reich zu vollenden,
 denn dein Wort ist der Rhythmus.
6. Keiner kann künden deine unendliche Herrlichkeit.
 Wen du entrückt hast in deine Nähe,
 fühlt verückt den alles durchdringenden sechs fachen Glutstrom
 deiner ewigen Liebe,
 deren schwacher Abglanz im Feuer der Leidenschaft
 der Menschen Geschlechter verzehrt.
 Denn du bist die Liebe,
7. Heilig ist die hohe himmlische Halle,
 von der du alles Irdische überschaust.
 Nichts bleibt deinem prüfenden Blick verborgen.
 Heilig ist jeder Strahl, den du in die Finsternis sendest,
 der du im sieben geteilten Licht deiner vollendeten Weisheit wohnst.
 Uns, die wir deines Blutes, nach deinem hehren Sonnenziel streben,
 helfe dein strahlendes Auge, alles Niedere in uns und um uns zu
 überwinden.
 Ein Hochziel setzest du unserer Sippe durch heilige Zeichen.
 Keiner und edler stets, willst du, sollen der Menschen Geschlechter werden;
 vollkommen, wie du vollkommen bist.
 Scheide von uns die Schadengeschosse hadernder Hände,
 die uns fehren wollen.
 Umhege deinen Pflanzgarten, daß wilde Gier ihn nicht zerwühle,
 denn du bist, Allumbeger, unser Hort und Heil.

8. Notverbunden, in Schuld verstrickt, verirrt in Gottesfernen,
und verloren den köstlichen Kelch, der deines Geistes Gefäß sein sollte.
So taumeln wir kopflos, von süßem Met trunken.
Wie mag uns ein neues Haupt wachsen?
Deine Stimme tönt, achtend und ächtend, vernehmlich in uns,
auf daß wir aus dunkler Nacht,
wiedergeboren zur Freiheit, zu dir den Weg zurückfinden können.
Denn du bist aller Irrenden getreuer Warner, Meister und Mahner.
9. Im engsten gebunden erstarrt, wenn sein Ich zum Gefängnis ward.
Deshalb gabst du dem Tode Gewalt, unsere Form zu zerbrechen.
Uns aber, denen das Eis Haut und Haar bleichte,
gabst du die große Sonnensehnsucht ins Herz,
die uns auf schmalem Pfade zwischen schwindelnden Abgründen und
tosenden Wasserstürzen hinaufführt zum Firnenglanz der Höhe.
Deshalb werden deine Fallwasser, wenn sie über uns hereinbrechen,
uns nicht töten.
Das ist unsere Schuld, deren Fersen du folgst, daß wir ewig un-
friedigt bleiben, sattem Behagen fern, bis wir in dir Vollendung
erlangen,
bis wir eingehen dürfen zu jenen Wohnungen, die du jeglicher Ich-
heit bereitet hast.
Denn bei dir ist Friede.
10. Aufsteigen zum ewigen Sonnen-Aar-Licht wird der Wahrhaftige,
denn alles Wirken und Wollen wird offenbar werden am großen
Zinstage.
Seinen Zehnt muß jeder zahlen.
Jeder wird ernten, was er gesät hat.
Darum soll nicht ganz verzagen das tapfere, doch in Ungeduld klein-
mütige und ungebärdige Volk, das du erniedrigt hast.
Schon kehrten sich die Folgen zucht- und ehrloser Taten gegen uns.
Aber Lüge und Verrat werden zurückfallen auf unsere Widersacher, die
sinnlos sich und uns zerfleischen. Wenn wir nur das Banner des
Sonnenaars hochhalten, dann werden die, die uns jetzt knechten

und gar ausrotten wollen, sich noch widerwillig beugen müssen unter das Zepter der Leiderproben.

Denn unter dein gerechtes Gericht sind wir alle gestellt.

- II. Seines Sieges nimmer soll froh werden,
wer durch Meintat und Tücke den Sieg sich erschlich.
Denn auf harter Tenne, des Krieges eiserne Schaufel in Händen,
stehest du Siegwater und wirfst die Völker in Kampfesstürme,
daß du die Spreu vom Weizen sonderst und das Vollkorn vom tauben.
Nicht läßt du dich durch falsche Gewichte betrügen.
So treffe alle Schleicher der Zornesblick deiner Flammenaugen.
Wer ausharrt ans Ende, dem verheißt reiche Ernte die gereinigte Saat.
Gesiebt und gesichtet die Menschengesamt, birgt auf der Sonnenhalde
dein Speicher. Fünfhundert Tore hat er und viermal zehn. Achte-
hundert Helden ziehen aus jeglichem Tor, den Sieg zu erstreiten.
Keiner und heller als Tagesschein leuchtet ihnen die Sonne im Elfen-
reich.
Selig, wem solches Heil widerfährt. Weisheit der Wanen winket
den Wahnbefreiten.
Siegwalter werde du uns Einheren — Vater!
Denn dein ist der Sieg.

12. Treuer Bewahrer aller Geheimnisse!
Wirst du auferwecken am Wendetage alle, die deiner harren
und sie führen zu den immergrünen Wiesen
deines wonnigen Wohnlandes.
Ledig alles Leids werden die Vollendeten dort wandeln,
denn dein ist die Herrlichkeit des zweiten Lebens.
13. Bar und bloß geboren bettet Erbleichte die Bahre.
Wiedergeburt im Bad deines Heils brachtest du uns.
Schwer ist die Last der Eigenbestimmung, die du uns auflegtest.
Aber wird sie uns zu schwer, so hilft uns deine Kraft,
denn zum Farma-Tyr, zum lasttragenden Gotte in Knechtsgestalt,
wurdest du selbst.
Und du, Helfer des Menschengeschlechts, bist der ewige Erbarmer.

14. Licht vom ewigen Licht gibst du den Erleuchteten,
daß ihnen die Erde leicht werde, vom Lichte des Lebens umflutet,
denn eines Sees glattem Spiegel, auf dem Lichtfunken tanzen, gleicht
das Gesetz deines Lebens. Niederfahren in seine Tiefen muß
und alles Gewürm überwinden, wer den Goldhort gewinnen will,
der deinen Glanz wiederstrahlt.
Denn du bist das Licht unseres Lebens.
15. Menschensohn hebe die Arme auf
und nimm dein Kreuz auf die Schulter, das Maß deiner Schuld.
So sollst du, als Knecht und Diener der geistigen Welt
erhöhet werden und getröstet von mütterlicher Milde,
wie des Mondes silberne Hand das Meer streichelt.
So sollst du selber zum Führer werden und zum Maßstab der verirrtten
Menschheit.
Groß sollst du werden und Macht gewinnen über die Menschen und
über der Natur geheimste Kräfte.
Denn zum Hüter des Alls bist du bestimmt.
16. Irmin du Gott der werdenden und wandernden!
Goldig zieht sich über das weite Himmelsgewölbe deine flimmernde
Straße.
Wie auch unter dem wandelnden Mond alles wechselt,
Leben und Tod sich ablösen,
du bist Herr über Leben und Tod.
Dein heiliges Zeichen, das Wendehorn, birgt alle Wunder in sich.
Unerhörte Wunder läßt du die schauen, die ewig werdenden Sternen-
wanderer, die die große Sehnsucht in sich tragen nach fernen Sternen.
Denn durch Untergang führst du sie zur Auferstehung
und durch Irrtum zur Wahrheit.
Denn du bist der Wahrhaftige.
17. Ewiger ist dein Name!
Ehe die Welt ward, bist du.
Dein Gesetz ist die Welt.
Einen neuen Bund gabst du deinen Erwählten.

Solch echte Ehe soll ewig währen.

Denn du bist alles Entstandenen Eckstein.

18. Goldig glänzt die das All umwölbende Kuppel der hohen Halle,
die du zum Wohnsitz dir wähltest.

Walhalle und Glanzhimmel heißt sie uns drum.

Nicht hungern und dürsten ewiglich soll,

wenn du als Siegenossen zu deiner Bank bittest.

Denn überschwenglich ist deiner Gnadengaben Füllhorn,

aus dem du die völlig Vollendeten,

die du in deine Nähe rufst,

mit Glanz überflutest.

Denn du bist unseres Glaubens gnadenstarker Vollender.



Im gleichen Verlag erscheinen ferner

Aus den „Hafenkreuz-Flugschriften“:

Maria Grunewald, Vom Wesen germanischer Kunst

Mit Bildbeigaben M I.—

Dr. Heinrich Pudor, Wiederbelebung germanischer Feste

Hest 1: Kultur der Feste

Heft 2: Naturfeste

Hest 3: Volksfeste

Jedes Heft in sich abgeschlossen je M 0.50

—, Was die Edda sagt

Eine Einführung M 0.50

Bruno Tanzmann, Eine neue Deutung des Nibelungenliedes

Zweite Auflage M 0,50

weiter

Hermann Albert Prieze, Natur und Volkstum

Ein neues Buch der Rassenforschung, das auf den Rantschen Naturgesetzen und lebendiger Beobachtung fußt, eine Anleitung zur „Forschung für jedermann“. .geb. M 2.—, kart. M 1.50

sowie in der gleichen Ausstattung wie das vorliegende Werk

Dr. Heinrich Pudor, Nordlandsfahrten

Ein glänzend geschriebenes Reisewerk über die Nordlande, anregend und fesselnd zugleich. Zu Geschenkzwecken besonders gut geeignet. 215 Seiten, 11 Lichtbilder . . in Halbleinen geb. M 5.—

vornehm kart. M 4.—

in Geschenkband (Handarbeit) M 6.— bis M 8.—

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen!

